HEFT 5 MAI 1986 6,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für Politik und Kultur

Kohl, Waldheim und die anderen: Das korrupte Personal

Contra-Bandit Adolf Calero und sein Führer

Wer stoppt den TERRORISTEN?

in konkret Mai 1986

von Konkret

Buch des Monats: Abschied ohne Zeremonie von Christel Dormagen
Simone de Beauvoir war prädestiniert für die Rolle der Renommierfrau. Und sie war es: Leitfigur für Linke, Heldin des Feminismus. Zugleich renitent genug, es zu bleiben, als Idole gerade mal nicht Mode waren. Die Frau mit dem geknoteten Kopftuch starb am 14. April im Alter von 78 Jahren. Ein Text von Christel Dormagen und ein Auszug aus »Das andere Geschlecht«

an Konkret

Diskothek Gleiwitz von Hermann L. Gremliza

Wer A sagt muß auch A machen von Bernhard Schneidewind
Abrisse, Abtritte, Abmärsche, Ananasmarmelade und AnarchieMit den Hausbesetzern ist es vorbei. Einige wenige halten sich noch als viel bestaunte Fossilien. Die Bewegung ruht. Nützlich war sie allemal. Für wen bloß?

We beat the system von Pit Wuhrer
Die jugendlichen Arbeitslosen in Großbritannien stehen ganz um Ende der Schlange von über vier Millionen Arbeitslosen. Die Hoffnung auf einen Arbeitsplatz haben sie schon lange fahren lassen. Sie haben, in der Not, Wege gefunden, um beim Staat abzukassieren. Eine Reportage aus Kirkby, einem Liverpooler Vorort, der Mitte der sechziger Jahre als ein aufstrebender Musterort galt.

Birnentum und Caesarismus von Wolfgang Pohrt
Die Koalition der Geschmierten markiert einen neuen Tiefpunkt bürgerlicher Regierungskunst überhaupt. Denn statt die Bürger mit ihrer Habgier ideologisch zu versöhnen, schüren Kohl/Lummer/Lambsdorff nur Neid und Mißgunst. Ein Niedergang wie er im Geschichtsbuch steht

Contras kommen nicht durch von Georg Hodel, Sara Rilke
Reagans Handlanger im Krieg gegen das sandinistische Nicaragua schaffen es trotz millionenschwerer Unterstützung aus Washington nicht, die Sandinisten ernsthaft zu gefährden. Sie stiften nur Unruhe und Verwirrung in Honduras. Einziger Ausweg für das Pentagon: eigene Truppen schicken.

Ein Kirchenfürst als Einpeitscher von Georg Hodel, Sara Rilke
Nicaraguas Opposition hat mit Kardinal Obando y Bravo einen Wortführer, der gar kein Hehl daraus macht, daß der Kapitalismus auf Erden nicht vor Nicaragua halt machen darf.

Österreich von Michael Scharang
Diesen Staat kann kein Skandal erschüttern, denn er ist selbst ein Skandal

Magazin

Frauen in Kuba von Germaine Greer
Mit Lilie und Kalaschnikow als Heldinnen der Revolution, im Alltag Opfer des Machismo? Eine Reportage von Germaine Greer über die Situation von Kubas Frauen jenseits der Klischees

Miles Davis von Christian Rentsch
Hat da einer Schnulzentrompeter gesagt?Miles Davis - erster Superstar des modernen Jazz - wird sechzig

Der lustige Weltenraum von Peter Glaser

Zwischenraunzer zu den Themen Unterhaltung und Kosmos im Fernsehen auf das Künstlichste in Jargon gesetzt

Live is Live - The Rockpalast is Tot von Günter Amendt

David gegen Goliath von Peter O. Chotjewitz

Eine Geschichte soll in Erinnerung gerufen werden: Der Fall des jugoslawischen Medizinstudenten David Frankfurter, der am Abend des 4. Februar 1936 Hitlers Statthalter in der Schweiz, Wilhelm Gustloff, erschoß.

Der Kurosawa-Affekt von Dietrich Kuhlbrodt

Zwei Filme des japanischen Regisseurs Akira Kurosawa laufen in den Kinos: »Ran« und »Dersu Usale«. Gewalttätig der eine, gefällig der andere. Dem einstigen Pessimismus ist die Wut über den Zustand der Welt gewichen. Kurosawa dreht weiter

Der Godard-Effekt von Corinne Schelbert

»Detective«, Jean Luc Godards letztes Werk, ist ein typischer Godard, wie man ihn bald jedes Jahr mit leichter Spannung und nicht geringer Resignation erwartet. Auch diesmal wird man nicht enttäuscht: Godard imitiert sich noch immer selbst um besten.

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Ein Triumph der Leere: Weißer Funktionalismus von Hans Ulrich Reck

Die Flucht aus dem standardisierten Wohnen hat neue Standards hervorgebracht, die von den alten so verschieden nicht sind. Bilder aus alternativen Behausungen in Hamburg und Westberlin (Fotos von Bernd Euler) konfrontiert mit einem Text.

Melancholie und Südsee von Christel Dormagen

Vom unendlichen Aufbruch. Oder: Das Schiff im Garten

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 05/86, S. 4

von Konkret

1. Die Illustrierte »Stern«, Pflichtblatt der Zeithistorie, stellt den Hermann L. Göring jr. vor: Die antisemitische Virulenz der antizionistischen Maskerade .... die »Fortsetzung der nationalsozialistischen Judenverfolgung mit anderen Mitteln« setzt woanders ein. Zum Beispiel bei dem Satz. Israel sei »das staatsförmige Eingreifkommando der USA im Nahen Osten« (so die sozialistische Monatszeitschrift KONKRET) ... Eine solche »Einschätzung der Lage« enthält implizit den Vorschlag zu ihrer Veränderung.- die Liquidierung

So rechnet Henryk M. Broder mit »einem Hamburger Salon-Sozialisten« ab, »der von seinem Schreibtisch aus genau weiß, wo die Trennlinie zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten verläuft«, während Broder seine Erkenntnisse in der Badewanne gewinnt, was ihm den Vorwurf, ein Schreibtischtäter zu sein, erspart. Andererseits wäre es schön gewesen, wenn Broder Gremlizas Satz aus KONKRET 1/83 vollständig zitiert hätte, nämlich den Gedanken, »daß der Staat Israel nicht nur ein Ort ist, an dem die Juden endlich frei von der Angst vor Pogromen leben können, sondern leider zugleich ein Außenposten der westlichen ausbeutenden Welt mitten in einem Teil der ausgebeuteten. Israel ist *auch* das staatsförmige Eingreifkommando der USA im Nahen Osten ... « Die so beschriebene Tragik kürzt Broder zur »Fortsetzung der nationalsozialistischen Judenverfolgung mit anderen Mitteln« zusammen, um endlich auch an KONKRET und seinem Herausgeber den Antisemitismus der Linken zu beweisen? Zu welchem Zweck? Auch das stand in Gremlizas Kolumne: »Sie wollen darüber hinwegtäuschen, daß sich die besten deutschen Freunde der israelischen Politik aus dem Lager der dumpfsten NS-Mitläufer rekrutieren.« Das ist es, worunter Broder leidet. Aber auch darauf wurde im Januar 83 schon geantwortet: »Was für Broder ein Akt der Befreiung sein mag, bedeutet denen, die es ihm drucken, eine Chance zu reaktionärer Propaganda.«

2. »Was Gabriele Henkel alles mit der Hand macht« ist seit Jahren vergriffen (bei Zweitausendeins). Anfang Mai erscheint der zweite Band mit gesammelten Kleinarbeiten von Hermann L. Gremliza unter dem Titel »Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte« (Konkret Literatur Verlag). Da weder Autor noch Verlag damit rechnen, daß die Hingemeuchelten aller Redaktionen dem Mordsspaß durch Rezensionen Aufmerksamkeit verschaffen wollen, wurden nur 3000 Exemplare gedruckt.

3. Berichtigung: Die Quartalsschrift »Transatlantik« aus dem »Louis«-Verlag enthält in ihrer jüngsten Nummer einige Behauptungen über KONKRET. Richtig ist, daß der größte Teil davon unrichtig ist.

4 In aller Bescheidenheit halten wir OPERATION AIDS, das neue Sonderheft der Reihe SEXUALITÄT KONKRET, für das Beste, was bisher zum Thema veröffentlicht worden ist. Ausnahmsweise sind wir nicht als einzige dieser Meinung:

Bernd Seguin im »Abendjournal« des NDR: »Auf 98 Seiten werden sachliche Informationen über und zu Aids gegeben, Hintergrundinformationen vermittelt, mit Vorurteilen aufgeräumt. OPERATION AIDS ist eine gelungene Operation.«

Martin Frank, Schriftsteller aus Zürich: »Alles in allem das beste SEXUALITÄT KONKRET, das ich bis heute gelesen habe. Es nimmt einem etwas die große Aids-Angst, ich bin dankbar dafür.«

Oliver Tolmein in der »taz«: »Viel Stoff für Kontroversen«.

Walter Klier, Schriftsteller aus Innsbruck: »Gute Informationen und eine Menge prächtiger Ohrfeigen an die richtigen Adressen. Sigusch spricht mir wie meistens aus dem Herzen.«

Zur Kritik an den Grünen eine Stellungnahme von Marieluise Beck-Oberdorf im Magazin in der Mitte dieses Heftes.

5. KONKRET-Autor Georg Fülberth schreibt:

Im Impressum des alten KONKRET von 1960 stand ein Redakteur für Innenpolitik und Hochschulpolitik: stud. phil. Reinhard Opitz. Er hat es danach schwer gehabt, aber - wieso eigentlich »aber«? - drei wichtige Bücher veröffentlicht: über den deutschen Sozialliberalismus 1917-1933, über Europastrategien des deutschen Kapitals 1900-1945 und zuletzt, 1984, über Faschismus und Neofaschismus. Auch gibt es von ihm, 1965, die erste und gründlichste Untersuchung der Konzeption der »Formierten Gesellschaft«.

Am 3. April ist er, 51 Jahre alt, in Köln gestorben und wird wohl zunächst schnell vergessen werden. Ich denke mir, daß die Linken in einigen Jahrzehnten seine Sachen entdecken werden, vielleicht dann, wenn im Lexikon Jürgen Habermas ebensoviele Zeilen haben wird wie heute Emanuel Geibel. Die Figur des tapferen Intellektuellen kann man nach Opitz

schnitzen.

Karl Kraus zu Ehren, dessen fünfzigster Todestag zu begehen ist, und in angemessener Würdigung seines Werkes stiftet der Neue Konkret Verlag einen

Karl-Kraus-Preis

zugunsten der deutschen Literatur. Der Preis wird jährlich im Oktober verliehen.

Das Preisgeld beträgt 30.000 Mark.

Getreu der Auffassung des Namensgebers, daß Preise, die der »Aufmunterung« dienen, »auf sämtlichen Gebieten der Kunst schon so viel Unheil angerichtet haben, während Abschreckungspreise, geknüpft an die Bedingung, nichts dergleichen mehr zu tun, sondern einen nützlichen Beruf zu ergreifen, ein wahrer Segen wären«, wird der Preisträger bei der öffentlichen Verleihung darauf verpflichtet, künftig von jeder weiteren Veröffentlichung eigener Texte Abstand zu nehmen und die mit der ausgelobten Summe verbundene Chance zu nutzen, den vom Namensgeber gewiesenen Weg einzuschlagen.

Die Auswahl der Preisträger trifft der Herausgeber von KONKRET.

Konkret 05/86, S. 6

Christel Dormagen

Buch des Monats: Abschied ohne Zeremonie

Simone de Beauvoir war prädestiniert für die Rolle der Renommierfrau. Und sie war es: Leitfigur für Linke, Heldin des Feminismus. Zugleich renitent genug, es zu bleiben, als Idole gerade mal nicht Mode waren. Die Frau mit dem geknoteten Kopftuch starb am 14. April im Alter von 78 Jahren. Ein Text von Christel Dormagen und ein Auszug aus »Das andere Geschlecht«

Da haben die Töchter nun mühsam gelernt, sich nicht immer nur an ihren heiligen Vätern hochzuhangeln, sondern endlich ihre Mütter gut zu finden. - und nun ist das auch wieder verkehrt.

Denn das zweite oder sogar erste (?) der zehn Frauenbewegungsgebote lautet: Du sollst keine andere Göttin neben dir haben als die Masse ALLER unterdrückten Frauen der Welt!

Zu einem Artikel hatte ich einige Sätze über Mutterschaft und Abtreibung von Simone de Beauvoir zum Abdruck ausgesucht.

Aber da war ich schlecht beraten. Meine Frauen Kolleginnen befanden: Das lockt doch keine hinter dem Ofen hervor, alles kalter Kaffee, langweilig, nicht zuendegedacht und dazu noch frauenpolitisch neben der Tasse:

Hat sie etwa nicht die normale Hausfraumutterarbeiterin verächtlich gemacht; ist sie nicht ewig zugange mit ihrem elitären »Ich bin eine Intellektuelle«, und heißt nicht jedes vierte Wort bei ihr »Sartre«? Na ja, und ihre Vorstellung von vergesellschafteter Hausarbeit fällt doch noch hinter ältlichste feministische Erkenntnis zurück. Wenn sie schließlich immer so betont, sie habe nie nie nie ein Kind gewollt und sei glücklich - wer kann das denn glauben: ganz abgesehen davon, daß sie anderen Frauen das Kinderkriegen madig macht...

Ich war abgeblitzt mit meiner altbackenen Vorliebe.

Da werden den kluggewordenen Kindern also ihre alten Eltern peinlich: die reden immer noch dasselbe Zeug wie vor Jahren. Damals hat es einem zwar Welten eröffnet, und man hat sie verhimmelt. Aber nun sind wir doch wirklich weiter! Es ist einfach lästig und genierlich, daß die Alten nicht abtreten wollen - obwohl besagte Simone de Beauvoir, nebenbei bemerkt, nie eine Vordenkmutti-Rolle beansprucht hat. Tote Heldinnen sind noch gerade eben gestattet. Dann kann man einen hübschen Sarkophag basteln und ihn mit Ehrentafel in die Vorläuferinnen oder Gründerinnen (?) Nische der Blaustrumpf-Walhalla rücken. Und noch darüber wird garantiert ein Auslegungsdisput entbrennen.

Madame erinnert uns wohl zu sehr an unsere ersten feministischen Gehversuche in den dunklen Zeiten, als wir noch abhängig von Männern waren... sie erinnert uns wohl daran, daß ihr dummerweise ein paar Kleinigkeiten zu einer Zeit aufgegangen sind, als wir noch nicht einmal links waren, geschweige denn frauenbewegt.

Erkenntnisse haben in der Tat ihre Chronologie. Und »Das andere Geschlecht« ist in der Tat über 30 Jahre alt. Nur, welcher brandneue feministische Gedanke zur Weiblichkeit steht nicht klammheimlich auf eben jenen soliden alten Füßen? Klar gibt es inzwischen farbentwickelte, ausdifferenzierte, umdenkende Theorien: - ich wüßte aber nichts, was das Alte überflüssig machte oder gar erledigte...

Frau Beauvoir, - die kassierte Heldin für die Armen im Geiste, die Häschen, die es nicht besser wissen und Bevormundung brauchen?

Unglücklicherweise war Frau B. kein patentiertes feministisches Avantgarde-Programm, genau dann intellektuell, als Kopfigsein angesagt war, und körperbewegt, als wir stern- oder landoder kräuterlustig waren. Sie fand Sterilisation nicht wichtig, als wir gerade mütterfeindlich waren, und Kinder toll, als wir - friedensbewegt - blühende Blumen zum Protest gegen Beton & Co in die Welt setzten. Nicht einmal unberührt wollte sie werden, als es sich nicht mehr schickte, Heldinnen zu mögen.

Sie lebte nun mal, wurde älter, war unübersehbar vorhanden und blieb sich ziemlich treu.

Und im übrigen - wenn die dummen konservativen Herren den Rummel um die Beauvoir lächerlich finden und feststellen: die Bücher hat ihr doch alle der Sartre geschrieben, dann treffen sie mit Verlaub, ganz unverhofft Gesinnungsgenossinnen in den klugen progressiven Damen, die sagen: dieser ganze Rummel um eine Renommierfrau... die hat schließlich doch nur ihr ganzes Leben mit Sartre verbracht.

Zwischen den Geschlechtern werden neue körperliche und seelische Beziehungen entstehen, die wir uns nicht vorstellen können: Schon sind zwischen Männern und Frauen Freundschaften, Rivalitäten, Komplicen- und Kameradschaften keuscher und sexueller Art entstanden, die frühere Jahrhunderte nicht gefunden hätten. Unter anderm scheint mir nichts

zweifelhafter als das Schlagwort, das der neuen Welt Gleichförmigkeit und somit Langeweile voraussagt. Ich kann nicht finden, daß in der jetzigen Welt die Langeweile fehlt, noch daß jemals Freiheit Gleichförmigkeit erzeugt. Zunächst einmal werden zwischen Mann und Frau immer gewisse Unterschiede bestehen bleiben. Da ihre Erotik, also ihre sexuelle Welt, ihre eigene Gestalt besitzt, wird sie unweigerlich bei der Frau eine eigene Sinnlichkeit, ein eigenes Empfindungsvermögen zur Folge haben- Ihre Beziehungen zu ihrem Körper, zum Körper des Mannes, zum Kind werden niemals mit denen übereinstimmen, die der Mann zu seinem Körper, zum Körper der Frau und zum Kind unterhält. Denen, die so viel von der Gleichheit in der Verschiedenheit reden, würde es schwer fallen, mir nicht zuzugeben, daß Unterschiede in der Gleichheit bestehen können.

Andererseits erzeugen gerade Institutionen Eintönigkeit: Jung und hübsch, sind die Sklavinnen des Serails immer die gleichen in den Armen des Sultans. Das Christentum hat der Erotik ihren Schmelz als Sünde und Roman verliehen, da es dem Weibchen eine Seele geschenkt hat. Mag man der Frau ihre souveräne Eigenart wieder zurückgeben, man nimmt dabei den Liebesumarmungen nichts von ihrem pathetischen Reiz. Die Behauptung ist absurd, die Orgie, das Laster, die Leidenschaft hörten auf, wenn Mann und Frau sich völlig ähnlich würden. Die Widersprüche, die Körper und Geist, Augenblick und Zeit, die den Taumel der Immanenz und die Lockung der Transzendenz, die das Absolute der Lust und das Nichts des Vergessens einander entgegensetzen, werden nie aufgehoben werden. In der Sexualität werden sich immer die Spannung, der Schmerz, die Freude, die Niederlage und der Triumph der Existenz verkörpern. Wer die Frau befreit, lehnt es ab, sie auf die Beziehungen, die sie zum Mann unterhält, zu beschränken, leugnet sie aber nicht. Mag sie sich auf sich selbst stellen, sie hört damit durchaus nicht auf, auch für ihn zu existieren. Bei ihrer gegenseitigen Anerkennung als Subjekt bleibt jedes dennoch für den Partner ein *Anderes.* Die Gegenseitigkeit ihrer Beziehungen schaltet die Wunder Begehren, Besitz, Liebe, Traum, Abenteuer nicht aus, welche die Aufteilung der Menschenwesen in zwei getrennte Kategorien nach sich zieht. Und die Worte Schenken, Erobern, Sichvereinigen, die uns erregen, werden ihren Sinn behalten. Im Gegenteil, wenn die Versklavung der einen Hälfte der Menschheit und das ganze verlogene System, das damit zusammenhängt, abgeschafft ist, dann wird die Unterteilung der Menschheit ihren eigentlichen Sinn verdeutlichen, und das Menschenpaar wird seine wahre Gestalt finden.

»Das unmittelbare, natürliche, notwendige Verhältnis des Menschen zum Menschen ist das *Verhältnis des Mannes* zum *Weibe«,* hat Marx gesagt. »Aus dem Charakter dieses Verhältnisses folgt, inwieweit der *Mensch* als *Gattungswesen,* als *Mensch* sich geworden ist und erfaßt hat; das Verhältnis des Mannes zum Weib ist das *natürlichste* Verhältnis des Menschen zum Menschen. In ihm zeigt sich also, inwieweit das *natürliche* Verhalten des Menschen *menschlich* oder inwieweit das *menschliche* Wesen ihm zum *natürlichen* Wesen, inwieweit seine *menschliche Natur* ihm zur *Natur* geworden ist.« Besser könnte man es nicht ausdrücken. Der Mann hat zur Aufgabe, in der gegebenen Welt dem Reich der Freiheit zum Sieg zu verhelfen. Damit dieser höchste Sieg errungen wird, ist es unter anderm notwendig, daß Mann und Frau jenseits ihrer natürlichen Differenzierungen rückhaltlos geschwisterlich zueinander finden.

Aus: »Das andere Geschlecht, Sitte und Sexus der Frau«, erschienen 1951 bei Rowohlt

Konkret 05/86, S. 8

an Konkret

RICHTIGSTELLUNG

KONKRET 4/86: »Tod durch Ernährung« von Andreas Juhnke

In dem Beitrag von Andreas Juhnke heißt es, was meine Person betrifft: »Der Gutachter Kontokollias... während und nachdem 2. Weltkrieg mit Hungerkranken beschäftigt ... « Dies ist falsch, da mein Geburtsjahr Ende 1936 ist und ich mich somit mit Hungerkranken zu dem von Ihnen genannten Zeitpunkt noch gar nicht beschäftigt haben kann.

JOANIS KONTOKOLLIAS

Privatdozent Dr. med.

UELZEN

DICHTERGEZÄNK

KONKRET 4/86: Magazin Seite 48/49; Tomayers Ehrliches Tagebuch, Seite 66

Auf Seite 48/49 und auf Seite 86 vom Chefredakteur höchstpersönlich kriegt der Buch eins auf die Fresse.

Verdient hat er es.

Was dem Buch in KONKRET widerfährt, ich finde, der Kroetz mit seinem im Konkret Literatur Verlag erschienenen Nicaragua-Tagebuch hätte dergleichen schon längst verdient. Er hätte es verdient, von Greml auf der Seite 86 express-is verbis aufgespießt - statt von Tomayer mildtätig-nachsichtig karikiert zu werden.

DIETRICH FEINE

HAMBURG

RETTUNG

KONKRET 4/86: Leserbriefe - »Der Märchenprinz«

Also es reicht wieder. Es ist zwar recht nett zu erfahren in welchen finanziellen Problemen sich Autoren befinden, daß Herr Gremliza gern Karten spielt und einen Mercedes fährt (in Schwaben ansässig kann ich mich darüber eigentlich nur freuen); doch im Ganzen - es interessiert mich nicht.

Dafür zahle ich keine 6 Mark.

Da lobe ich mir doch den Tomayer, der, wenn er aufhören würde sich ständig als Klein-Schriftsteller (1,60m ?) zu deklarieren, recht passable Kolumnen liefern würde. Herr Bierbichler sollte doch mal die nächste Aufführung von »Der Nusser« unterbrechen um, nach bewährtem Muster, Tomayers »Xare« vorzutragen. Diesem Stück schadet das ohnehin nicht und Herrn Bierbichler rettet es eventuell das Engagement.

RALPH WEDDE

ELLWANGEN

PETZI

KONKRET 4/86: KONKRET

Sage einer, KONKRET wäre nur etwas für Erwachsene. Auch Kinder haben ein Bedürfnis nach Aufklärung.

Natürlich sind nicht alle Kinder gleich. Was der einen ihr »Petzi«-Buch, ist der anderen ihr KONKRET. Und ich betone, daß es die freie unbeeinflußte Entscheidung meiner Tochter war, KONKRET dem Märchenbuch vorzuziehen.

SIEGFRIED GRAU

DÜSSELDORF

KEINE AHNUNG

KONKRET 4/86: »Neue Popliteratur« besprochen von Wolfgang Welt

Wolfgang Welt spielt sich als Kenner von Rock- oder Popmusik auf. Der Wichtigtuer (R. Newman »erzählte mir« -) macht auf der ersten Druckseite viele falsche Angaben und viel Quatsch:

1. Die Gruppe - ist sehr gut, Wolfgang, mal anhören - heißt »Steely Dan« und nicht »Steeleye Dan«. »Steely Dan« bedeutet bei Burroughs »stählerner Dildo«, kommt in der »Soft Machine« vor, hat nichts mit Rex Dildo zu tun, aber mit... Sex! Wie alles in der Rockmusik, laut W. Welt weiter unten. Wolfgang vereinigte »Steely Dan« mit »Steeleye Span«, das ist eine irische Folkgruppe, auch sehr gut, auf einer Plattenhülle ist die »Stielaugenspanne«, die sich beim Anblick von Kühen ergibt (Sex!) zeichnerisch dargestellt. Sehr witzig, Wolfgang, mal ansehen.

2. Diese Irrtümer sind nicht so schlimm, aber dann geißelt Wolfgang den großen Rainald Goetz, weil er »Siouxsie« nicht schreiben könne. Aber Du hast doch selbst überhaupt keine Ahnung!

3. Eine Jazzgruppe habe »Under the Volcano« von Lowry verjazzt. Welche Jazzband? Oder war's 'ne Punkband namens »Financial Times«? Oder Cecil Taylor? oder Ken Colyer? Nie gehört, nie gekannt, nie gewußt? Du unabhängiger Autor aus Bochum?

4. Tina Turner ist »ein großer Wiedererwachter«.

Tinus resurrectus?

5. Die Stones singen nicht in Brinkmans »Keiner weiß mehr«, denn das ist kein Schallbuch.

6. Der Redakteur Winkels aus Düsseldorf »kotze« laut Welt »wirres Zeug aus.« »... daß Popmusik im Leben eines Menschen sein kann ... « kotzt W. Welt aus. Oder meint er »rein kann« oder »Kleinkram« oder was?

Es genügt nicht, sich für ein Genie zu halten, man muß es auch umsetzen können.

Aber was soll's. KONKRET druckt ja jeden Scheiß.

Grüße an Horst Tomayer: seine Notizen waren wirklich großartig. Deshalb darfst du ruhig weiter- und noch mehr trinken, wie auch Gremliza weiterzocken soll!

JOACHIM PETERSDORF

HAMBURG

MÖRDERISCH

KONKRET 4/86: Magazin Seite 50; »Riefenstahl-Film«

Der Stabschef der SA schrieb sich Röhm.

Sein angeblicher Putsch war eine von Röhms Rivalen (Himmler, Göring etc.) erfundenen Propagandalüge, mit deren Hilfe Hitler in einer Mordaktion durch Gestapo und SS Rivalen, Gegner aber auch einige mißliebige Leute liquidierte.

Die Nazi-Legende zu übernehmen und dann auch noch mit dem mörderischen Stammtisch-Euphemismus »Nacht der langen Messer« zu garnieren, erscheint mir im Rahmen von KONKRET ausgesprochen daneben.

ORTWIN LÖWA

HAMBURG

EINE MENGE

KONKRET 4/86: »Langer Prozeß ohne Ende«, über Waffenschieberei von »Rheinmetall« von Helmut Lorscheid.

Mit großem Interesse wurde von Freunden und mir der Artikel über den Rheinmetall-Prozeß gelesen.

Besondere Aufmerksamkeit erregte der Hinweis auf die Firma Wasag.

Die Haupttochter Wasag-Nitro-Chemie liegt in Aschau, das sind von hier 5 km. Seit längerem recherchieren Leute von den Grünen, dem Bund Naturschutz und der populären, kommunistischen Zeitung »Der rote Landbote« über diese Firma.

Und sie haben bereits eine Menge herausgefunden.

REINHOLD BEER

WALDKRAIBURG

SCHÖNE UMSCHREIBUNG

KONKRET 3/86: »Mitschwester Blutige Brigida« Sabine Rosenbladt über Ruth Kellermann.

Zum Zitat »Anne, Hamburg« folgendes: Wenn Alltagserfahrungen zu komplex werden, schreibt eine in der »taz« sei es kein Rassismus, wenn sie mit türkischen Männern nichts zu tun haben wolle, sondern Feminismus.

Da hat sie aber eine schöne Umschreibung gefunden.

Was interessiert uns auch die geschichtliche Entwicklung irgendwelcher Völker? Wir sind schließlich die Aufgeklärten. Schon immer gewesen. (West-) Europa bzw. unser Nachfolgestaat werden nicht nachlassen, der Welt ihr Heil zu verkünden. Wir werden's ihnen schon geben...

Und wenn sich diese Türken hier nicht unvermittelt auf unsere kulturelle Stufe begeben, dann müssen sie eben in Kauf nehmen, daß wir nichts mit ihnen zu tun haben wollen. Jawoll.

JÜRGEN SCHWIERS

HAMBURG

IRGENDWIE BETROFFEN

KONKRET 3/86: »Hauffs Märchen-Film«, Dietrich Kuhlbrodt über »Stammheim«

Es wird dem Betrachter einiges geboten, coole intellektuelle Fighter, brilliante Anwälte, ein hilfloser Richter und die ganze Brutalität einer vom Vernichtungswillen getriebenen Justizmaschine.

Auch ihr werdet am Ende der Vorstellung das Kino schweigend verlassen, mit einem flauen Gefühl in der Magengrube, daß so etwas bei uns mal möglich »war« und »irgendwie betroffen«. Wer sich danach damit tröstet, daß das ja nun alles Geschichte sei, der täuscht sich« denn »Stammheim« war nicht das Ende, es war erst der Anfang.

Was der Film nicht zeigt, nicht zeigen will, ist die Tatsache, daß dieselbe Justizmaschine weiter richtet, (vor)verurteilt und Menschen auf Nimmerwiedersehen im Knast verschwinden läßt.

F. HERMANN

DUISBURG

Sollte man nicht auch die nützlichen Aspekte dieses Kinospektakels sehen? Mittlerweile gibt es nachfolgende Generationen, die nichts von alledem mitbekommen haben und über den Film als Anstoß womöglich dazukommen, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen - vielleicht auch dadurch sich ganz allgemein mit Politik zu beschäftigen. Das wäre schon was. -

Amendt über Dylan. Mein Kommentar: schon 1972 hieß es bei »Roxy Music«: »You damned ask why?«

HERBERT HÜSKAMP

BOCHOLT-LIEDERN

LACHHAFT

KONKRET 3/86: »Gültig oder endgültig?« Günter Amendt über Dylans »Biograph«

Euer Magazin »für Politik und Kultur« könnt ihr langsam wirklich in »Magazin für Politik, Kultur und Bob Dylan« umbenennen.

Wenn schon Dylan, dann doch mal einige kritische Bemerkungen dazu, wie aus einem aufmüpfigen Bürschchen und der Gallionsfigur der Hippie/68er Bewegung das werden konnte, was er heute ist: ein reaktionärer bis bestenfalls »sozialdemokratischer«, religiöser Eiferer.

Sein Engagement in einer Aktion wie Farm-Aid als progressive Tat auszugeben, ihn zudem als auf der Seite der »outlaws und Entrechteten« stehend, einzustufen, ist schlichtweg lachhaft.

Was ist die Farm-Aid anderes, als eine Hilfsaktion für das konservative bis reaktionäre US-kleinbauerntum, die Stütze des Reaganschen WASP-America.

Zurecht wurden in KONKRET immer wieder halbgare bis unverbindliche »Bewegungen« - Frieden, Umwelt, Grüne, etc. - durchleuchtet und gegebenenfalls auch entsprechend kritisiert/abgekanzelt.

Warum ist das im Kulturteil anders?

Ansonsten mal ein dickes Lob an die Redaktion. Ich lese nunmehr seit fünf Jahren regelmäßig KONKRET und muß sagen, ihr seid konstant gut. Besonders gefällt mir Hermann Gremlizas Kolumne, die Sachen von Horst Tomayer und Wolfgang Pohrts Schreibe.

THOMAS BOHNET

KONSTANZ

Konkret 05/86, S. 10

Hermann L. Gremliza

Diskothek Gleiwitz

Die amerikanischen Aktionen gegen Libyen hatten gestern zunächst nur sehr geringe Auswirkungen auf den sensiblen Aktienmarkt. In der zweiten Börsenstunde fehlten jedoch Impulse auf der Anlegerseite, der Berufshandel neigte zu Glattstellungen. Das gestrige Rekordniveau reizte übrigens zu Gewinnmitnahmen, so daß die Kurse teils deutlich abbröckelten.

Aus der » Welt«

Dies zu den *Ursachen des Terrorismus,* nach denen so umständlich an den falschen Orten gesucht wird: Völker, die nur eines satt haben, nämlich ihr Leben und ihre Würde an den Märkten der Aktien und Aktionen abbröckeln, glattstellen oder mitnehmen zu lassen; die sich wehren, ohne den anerkannten Regeln zivilisierten Totschießens, Verstümmelns und Verbrennens zu folgen, welche den libyschen Botschafter zwängen, im State Department eine Kriegserklärung zu überreichen und zehn Minuten später Tripolis als Sandwolke auf Kairo zutreiben zu sehen.

Wie Hochverrat eine Frage des Datums, ist Terror eine der Geographie. Weder Heimtücke noch die Unschuld der Opfer unterscheiden die »Hydra des Terrorismus« (Kohl) von den ordentlichen Kriegen, deren Orden noch getragen werden: vom sechshunderttausendfachen Hungertod in Leningrad, von Hiroshima und Nagasaki, von My Lai. »Terror ist die Waffe der Schwachen und Bösen«, sagt Reagan und gebraucht nur zwei Wörter zuviel.

Terrorismus sei *die* Herausforderung der Staatengemeinschaft. Es wird den Terroristen schwerfallen, diesem hohen Anspruch gerecht zu werden: Noch sterben durch ihre Schüsse und Bomben pro Jahr nicht annähernd so viele Menschen wie durch Reagans Contrabanditen in einem Monat oder durch Börsenmanöver in Wall Street an einem Tag. 1985 wurden (nach Auskunft von Robert B. Oakley, Direktor des Büros für Antiterrorismus im US-Außenministerium) 928 Menschen bei sog. terroristischen Anschlägen getötet. Nur 23 von ihnen waren Bürger der USA. Damit ihr Tod gerächt werde (und vielleicht wurden ja vier oder fünf der 23 tatsächlich Opfer in Libyen lebender Gruppen), mußten 150 libysche Männer, Frauen und Kinder sterben. An Washingtons Menschenrechtsbörse lag der Kurs für 1 US-Bürger bei 30 Libyern, glattgestellt.

Wie die Bürgerpresse, auch die besorgte, die Leichen und die Verstümmelten als »Denkzettel«, als »Lektion« für den »Wüstensohn« begrinste, offenbart die Allgegenwart eines Rassismus, die selbst den Kritiker überrascht. Hier schrieb der Arier, der Herrenmensch, der sich jetzt etwas gewunden als Bürger der westlichen Zivilisation definiert oder, wenn er Glotz heißt, einer Wertegemeinschaft unter Führung der USA. In welchem Zustand diese sich befinden, macht nichts so deutlich wie der verzweifelte Stolz, den ihre Bürger bei der erfolgreichen Eroberung des Inselchens Grenada und bei der nächtlichen Bombardierung eines Staates empfanden, der weniger Einwohner zählt als die Schweiz.

Nein, es geht ihnen gar nicht gut. Die Völker, die einst den amerikanischen Traum zu finanzieren hatten, wollen oder können nicht mehr; die eigene Ökonomie bietet selbst im Aufschwung Millionen nur noch die Chance, Tellerwäscher zu werden; Mittel für Investitionen in neue Technik müssen bei den Verbündeten gepumpt werden, die aber immer mürrischer reagieren, weil es nach Enteignung zu riechen beginnt.

Und so findet sich die Weltmacht Nr. 1 plötzlich umgeben von einer Welt hassender Feinde und zögerlicher Freunde; nur Gott ist noch mit ihr, weil er so schnell aus seinem Vertrag mit Warner Bros. nicht rauskommt. Feiglinge hier, der Hort des Bösen dort, Teufel überall - da hilft nur noch: Untermenschen haben die Diskothek Gleiwitz überfallen - seit 7 Uhr wird zurückgeschossen. Fred Iklé, Staatssekretär im Pentagon, hatte es vor einigen Wochen in München angekündigt: »Im Kampf gegen die *endgültige* Zerstörung *unserer* Ordnung können wir uns nicht auf Stabilität verlassen. Stabilität führt zu Stagnation, und Stagnation führt zum Rückzug. Um unsere Freiheit zu bewahren, müssen wir vorwärtsgehen.« Vorwärts liegen Tripolis, Managua, Luanda...

Reagan muß sich wirklich nicht von Jochen Vogel zeigen lassen, welche Folgen der Überfall auf Libyen haben wird. Die US-Administration weiß, daß sie vermehrten Haß und neue Anschläge provoziert hat - denn das wollte sie: Her mit den kleinen Vorwänden! Lange, zu lange hatten die USA befürchtet, Überfälle auf Länder der Dritten Welt könnten die Sowjetunion auf den Plan rufen. Schon auf Grenada und nun in Tripolis und Bengasi durften sie erfahren, wie sehr sie ihrer eigenen Propaganda von der Aggressivität und der Größe der sowjetischen Militärmacht aufgesessen sind: Erstens ist die Sowjetarmee mit modernen »konventionellen« Waffen nicht halb so gut gerüstet wie die USA, und zweitens denkt die sowjetische Führung seit langem vornehmlich daran, wie zu verhindern wäre, daß die niedergehende Weltmacht USA in Agonie (Reagan nennt es »Notwehr«) um sich schlägt, bis alles in Scherben fällt. Nicht zuletzt deshalb unterschrieb

Gorbatschow keinen Freundschaftsvertrag mit Gaddafi und mahnte ihn auch nach dem Überfall, »verantwortungsvoll« zu handeln.

Bisher hatte er das nicht getan, ja der »tollwütige Hund« (Reagan) hatte sogar die Chance ausgeschlagen, als fetter, brutaler Statthalter der USA den Reichtum seines Landes an Standard Oil weiterzuleiten und die Provision auf ein Schweizer Nummernkonto - wie die anderen »prowestlichen« Bonzen Pahlevi, Marcos, Duvalier. Gaddafi hat sich stattdessen jenen Arabern, Afrikanern und Lateinamerikanern zugewandt, die nichts zu verlieren haben als die Gewißheit eines Hungertods auf den Müllkippen des Imperialismus, und deshalb, da sie schon verrecken sollen, es lieber im Kampf tun. Von ihnen ist jenes Übermaß an Vorsicht und Vernunft, das die Sowjetunion demonstriert, nicht zu erwarten und nicht zu verlangen.

Der Krieg der Schwachen, den die Hersteller von Atomraketen und binären Giftgasen, die Finanziers von Caleros Mörderbanden »Terrorismus« nennen, hat erst begonnen. Er ist so schrecklich wie jeder Krieg. Warum aber die Geschäftsleute und Touristen in einer TWA-Maschine den Status des Kombattanten weniger verdienen sollen als ein Bauer in Nicaragua oder ein Kind in Haiphong, brennend im Napalm-Regen, will ich nicht einsehen. Auch kann der Menschheit Schlimmeres passieren, als daß Bürger der USA sich nicht mehr trauen, Gods own country zu verlassen. Zum Schlimmsten gehört, daß sie sich noch trauen und wie.

Konkret 05/86, S. 12

Bernhard Schneidewind

Wer A sagt muß auch A machen

Abrisse, Abtritte, Abmärsche, Ananasmarmelade und Anarchie
Mit den Hausbesetzern ist es vorbei. Einige wenige halten sich noch als viel bestaunte Fossilien. Die Bewegung ruht. Nützlich war sie allemal. Für wen bloß?

Der trickreiche Brecht hat 1954, alt und weise und hinterlistig war er da schon, viel älter sollte er nicht mehr werden, unser aller Erwartungen an Vergnügungen in lakonische Verse gesetzt. Listenreich:

Vergnügungen

Der erste Blick aus dem Fenster am Morgen

Das wiedergefundene alte Buch

Begeisterte Gesichter

Schnee, der Wechsel der Jahreszeiten

Die Zeitung

Der Hund

Die Dialektik

Duschen, Schwimmen Alte Musik

Bequeme Schuhe Begreifen

Neue Musik

Schreiben, Pflanzen

Reisen

Singen

Freundlich sein.

Schön. Wenn es dann doch nur *so* wäre. Die Zeitung lügt uns an. Der Hund läuft uns nach. Und die Dialektik? Sie uns? Wir ihr? Und wenn ja, wie und warum und *wo?* Die Dialektik.

Auch die »tageszeitung« ist nicht mehr, was sie einmal war. Der Abriß des Heusner-Viertels in Bochum, einem seit 1980 besetzten und selbstverwalteten Quartier, das nun niedergemacht wurde, um einer seit Mitte der siebziger Jahre projektierten Schnellstraßentrasse nicht mehr länger im Wege *zu* stehen, war der Zeitung des alternativen Fortschritts Mitte März gerade noch ein schlapper Zweispalter auf der Seite 2 wert. Die Räumung eines besetzten Kinos in Neu-Isenburg, das von den »überwiegend jugendlichen Besetzern« - Originalton »taz« - zum Kulturzentrum für die Neu-Isenburger Öde gemacht werden sollte, wurde Anfang April gerade noch in vierzehn Zeilen unter den vermischten Kurznachrichten auf einer der hinteren Seiten mehr pflichtschuldig als echt betroffen vermeldet.

Die nicht minder listige Geschichte will es, daß mit den letzten Resten dieser Bewegung vorläufig erst einmal ein Politiker abserviert wurde, der lange als bundesweiter Hauptfeind eben dieser Bewegung gelten konnte: Heinrich aus dem Lummerland. Und der zeitgeistige Trend will gleichzeitig, daß Jugend, kaserniert in einer Ausstellung, als Jahrhundertereignis in den Feuilletons besprochen und gleichzeitig mumifiziert wird. Schon wieder eine Epoche beendet? Freundlich sein?

Die Hausbesetzer waren auch nie das, wofür sie gehalten worden waren, wofür sie hatten herhalten müssen. Gewiß doch: die Besetzer und ihre reformistischen Abweichler, die Instandbesetzer, scheuchten den studentischen Muff in den WGs, fraktioniert gegen Unendlich in den Klassenkämpfen, die nur in den Köpfen stattgefunden hatten, noch einmal kräftig hoch, setzten in Bewegung, ließen traben und rotieren, Patenschaften übernehmen und Möbel schleppen. Die Besetzer, kaum waren sie in den Häusern, mußten hören, daß sie eine Bewegung seien. Und dabei hatten sie nur ein stilles Eckchen zum Leben, Träumen und Lieben eingefordert und - neu und frech - auch gleich genommen.

Ebenso wie zuvor in den studentischen WGs nur kurzzeitig und auch dort nur in den exponiertesten Lagen der Anspruch der Vermittlung von Privatem und Öffentlichem eingelöst werden konnte - Sex und Marx und Rock'n'Roll in rätedemokratischen Strukturen, die jeden Abwasch erst einmal vor dem Horizont der Kronstädter Erfahrungen hinterfragen mußten - ebenso übten sich auch Besetzer schnell im Auslassen. Teils geschockt durch die Fetischisierung der Theorie, wie

sie von den altvorderen Linken betrieben worden war, teils einfach aus Trotz, teils aus bloßer Ignoranz, teils aus Methode, die man zu vermissen meinte, reduzierte sich Theorie auf Slogans, die sich als Sprüche tarnten, Reflexionen ersetzten und das Begehren umso deutlicher strahlen ließen: »Legal, illegal, scheißegal«. Das gab noch Hoffnung. »Kein Dialog mit niemand.« Das ließ zweifeln. »Wir glauben ihnen nicht mehr. Wir werden danach handeln. Gruß vom Blues.« Das ließ ahnen. »Meer Fantasie - und Muscheln.« Das ließ lachen. »Politik macht krank, wir wollen lieber Punk.« Das ließ verwirren. »A wie Abschaum, Arbeitslos, Ananasmarmelade, AKW, Autonomie.« Und plötzlich: »Wer A sagt muß auch A machen«. Das allerdings sagte Lummer zur »taz«. Und für ihn war das kein geiler Joke. A wie Abräumen. Er beließ es nicht bei Sprüchen. Das A im Kreis dagegen, so Benny Härlin im Oktober '81 im »Kursbuch«, »steht nur einigen für Anarchie, sonst eher für Anders oder 'Wir wollen Alles - aber subito!'«

Und wie anders? Auch darauf gab es schon frühe Antworten. Ganz programmatisch der »Pflasterstrand« in seinem ersten Heft auf der Titelseite: »Wenn militant sein heißt, daß ich alle Möglichkeiten nutze, daß ich nur jeden möglichen Schritt tue und alle nur möglichen Aktionen, um ein für allemal die natürliche Lebensweise des Menschen wieder einzuführen, wenn das militant ist, dann bitte ich meinen Vater Sonne und meine Mutter Erde, daß sie mir Leben und Stärke geben, um von allen der Militanteste zu sein.« Sonne, Mond und Sterne, Mutter Erde und Vater Natur, Sohnimatz und Radikalinski: »Die 68er Opas«, schrieb »radikal« dann Anfang 198 1, »haben immer noch nicht begriffen, daß wir nicht für die Öffentlichkeit kämpfen, sondern für ein selbstbestimmtes Leben in allen Bereichen. Autonomie, aber subito! Wir machen Aktionen nicht für die tierisch-ernste Revolution, sondern weils Spaß macht.«

Damit das klar ist. Die Wirklichkeit folgte stracks nach. Freundlich sein?

In den durch Mietverträge in die Gegenwart und für die Zukunft der Bewohner geretteten einst besetzten Häusern herrscht jetzt, mal mehr, mal weniger rüde die Hausgemeinschaft wie einst die Blockgemeinschaft. Hinter den Türen, wo sich neuer Gemeinschaftsgeist ausbreitet - Zieht bitte die Schuhe aus und verkratzt nicht die frisch versiegelten Dielen - geht es auch ein wenig zu wie einsten: »Man versucht einen dritten Weg zu gehen zwischen der Antiästhetik der Kommunen und der geschmähten bürgerlichen Konsumhäufung. Dieser Mittelweg beinhaltet auch Kompromisse. So wird das Jugendzimmereinrichtungsschema aus 'Bett, Arbeitsplatz, Schrank, Regal und gemütlicher Ecke' als Grundschema wieder akzeptiert. Die Situation 'Zimmer in WG' wiederholt sogar in gewisser Weise die Situation 'Jugendzimmer in elterlicher Wohnung'. Hier wie dort sind die Funktionen des Wohnens in das eine Zimmer zusammengedrängt.« Allein schon das Bett ist wieder Anlaß für die allerschönsten Anstrengungen: einfach Matratzen auf dem Boden ist nicht mehr. Jetzt gibt es wieder Podeste, Bettgestelle. Tagesdecken im Häkel-Look oder in Patchwork - Hier wird nur echt synthetischer Taft verarbeitet - markieren den Übergang und die Grenze zum Intimbereich. Selbstbedienung untersagt. Probeliegen verboten. Und selbst bei Punkers geht es zu wie bei Muttern und Vatern um die Ecke, über die man vor zehn Jahren noch herzhaft lachte, als leckere Bildbände zeigten, daß die dieses Schlafstuben-Mobiliar aus den bunten Farbprospekten auch tatsächlich benutzten. Und bei Punkers? Auch nur um die Ecke: »Bei vielen Punks entdeckten wir, daß mit Fortschreiten der Besetzerbewegung die Matratzen auf dem Boden zunehmend von Hoch- oder Podestbetten abgelöst wurden. Nach wie vor blieben dies oft die einzigen Möbel, nur lag man jetzt nicht mehr direkt auf dem Boden, sondern um einen oder mehrere Meter erhöht. Das Bett als letzten Rückzugsort in einem Zimmer, in dem gelebt wird, als sei es ein öffentlicher Treffpunkt? Zwar wurde das Bett häufig mit mehreren geteilt, jedoch bedurfte es der Zustimmung des 'Eigentümers', der bei sozialer Überlastung auch schon mal jemand rausschmeißen konnte.«

A wie affirmativ. F wie Freundlich sein?

Außen vor zu sein, heißt noch lange nicht, auch vorneweg zu laufen. Das Falsche tun und doch das Richtige bewirken: Die Häuserkämpfe Anfang der achtziger Jahre in Großstädten wie Frankfurt und Westberlin haben in den Städten gerade jene Quartiere, Straßenzüge und Häuser vor der Zerstörung bewahrt, die jetzt vorrangig für metropolitane Urbanität herhalten müssen, auf die die Städte nach Jahren des Kahlschlags und der gewaltsamen Sanierung ganz wild sind. Programmatisch heißt es in einem Text für die Internationalen Bauausstellung (IBA)in Westberlin: »In den letzten Jahren haben sich in den großen Metropolen, in Paris, London wie in New York Entwicklungen vollzogen, die alle sichtbar werden lassen, daß sie ihre Zukunft als Metropole wollen. In allen diesen Städten gibt es große Erneuerungs- und Ausbauprogramme. Sie beziehen sich gleichermaßen auf die ökonomische Substanz wie auf die Selbstdarstellung der Metropole als das Bedeutungszentrum ihrer Nation.«

Ob im Frankfurter Westen oder im Westberliner Kreuzberg - jetzt werden die Stadtteile so historisch wie sie es noch nie waren. Dort, wo hinter den wilhelminischen Fassaden die Modernisierung Platz schafft für Naßzellen, Schlafzellen, Wohnzellen, da hausten in Kreuzberg etwa einsten nur die Proleten, da war der Wedding noch rot und in der Naunynstraße ließen sich Zörngiebels Tschakos am besten gar nicht sehen. Nicht mehr lange wird es dauern und in eben denselben Quartieren wird der KOB flanieren und mit Gelassenheit darauf dringen, daß der Staub auf den Rhododendron-Büschen in den Vorgärten ruhig mit ein wenig Wasser entfernt werden sollte. Die frisch angepflanzten japanischen Zierkirschen am verkehrsberuhigten Wegesrand werden die Hausgemeinschaften dann schon lange von allein gießen mit jenem Verantwortungsbewußtsein, das seine ganze Kraft einzig aus der Gemeinschaft der Besitzenden schöpft.

Härlin hatte es schon 1981 geahnt: »Wenn ich mir die Zukunft unseres Hauses vorstelle, ganz realistisch und pragmatisch, wird mir schlecht (...) Manchmal stelle ich mir vor, wie in drei Jahren für das durch Besetzung erworbene Wohnrecht in einem selbstverwalteten Haus Abstandszahlungen gefordert werden. Unser Haus sieht aus wie 'Schöner Wohnen', untereinander verfeindete Wohngruppen versuchen, sich gegenseitig rauszuekeln, das Plenum wird zur Eigentümer-Versammlung und findet alle halbe Jahr beim Notar statt. Irgendwo steckt diese ganze Besitzermentalität ja vielleicht doch in uns drin. Man wird älter, nicht wahr? Vielleicht diskutiert man besorgt im Vorgarten über Jugendbanden, die neuerdings das Viertel unsicher machen. 'Ich habe gehört, der Sowieso, mit dem wir 81 da und da mal ein Haus besetzt haben, ist auch dabei.' - 'Wirklich? Na, der war ja schon damals immer so chaotisch drauf!' Ein Alptraum, gegen den wir nicht versichert sind. «

Und bis Weihnachten wird dann in Hamburg auch die Hafenstraße geräumt sein. Auch wieder eine dieser letzten, bald allerletzten Bastionen im Kampf gegen das Spekulantentum und für eine natürliche Lebensweise. Noch blecken die Besetzer die Zähne - »Wenn ihr räumt holen wir die Russen« - schrecken sie die Bürger ab, machen ihnen jene Angst, die ihnen selbst sehr nahe ist.

»Manche meinen«, schreibt Jandl in seinem Fünfzeiler »Lichtung«

lechts und rinks
kann man nicht
velwechsern.
werch ein illtum!

Freundlich sein. Die Dialektik. Sie läuft nach. Der Hund. Die Zeitung. Schnee, der Wechsel der Jahreszeiten. Begeisterte Gesichter.

Konkret 05/86, S. 19

Pit Wuhrer

We beat the system

Die jugendlichen Arbeitslosen in Großbritannien stehen ganz um Ende der Schlange von über vier Millionen Arbeitslosen. Die Hoffnung auf einen Arbeitsplatz haben sie schon lange fahren lassen. Sie haben, in der Not, Wege gefunden, um beim Staat abzukassieren. Eine Reportage aus Kirkby, einem Liverpooler Vorort, der Mitte der sechziger Jahre als ein aufstrebender Musterort galt.

Was willst du hier schon machen? Die Arbeitslosigkeit in diesem Teil von Liverpool liegt bei 43 Prozent und Jobs gibt's so schnell keine.« Joe, Mitte vierzig, steht seit drei Jahren auf der Straße.

Kirkby ist eines der Krisenviertel in der Krisenregion Merseyside. Anfang der 60er Jahre wurde die 50 000 Einwohnerstadt außerhalb des Liverpooler Stadtbezirks aus dem Boden gestampft, um Wohnraum für die Industriearbeiter zu schaffen.

Eine neue Ära schien angebrochen. Zum ersten Mal kam Industrie nach Liverpool: Massey Ferguson, William Harvey, Yorkshire Imperial Metals, Fisher Bendix, Kraft, BICC und wie die halbverblichenen Namen über den Werkstoren alle heißen. Es war die große Zeit für Merseyside, und Kirkby galt als Modellstadt: »Das neue Jerusalem ist da«, jubilierten die Labourpolitiker vor Ort und im fernen London. Der Aufschwung dauerte ein Jahrzehnt, dann verschwanden die Zweigwerke wieder. Und die Arbeitslosigkeit ' kletterte beharrlich von 15 auf 20 auf 30 auf 40 Prozent und darüber hinaus.

»Für uns ist das ja nicht so schlimm«, sagt Joe, »aber für die Jungen sieht's beschissen aus«. Er selber habe immerhin zwanzig Jahre lang gearbeitet und sei jetzt Frührentner, die Jungen dagegen hätten noch nie das befriedigende Gefühl gehabt, eine Lohntüte nach Hause zu tragen, selbstverdientes. Die Jugendarbeitslosigkeit in Kirkby liegt bei 92 Prozent.

Die Scallys, wie sich die jungen Liverpooler nennen, sind unternehmungslustig. Die zwei auf der Bank hinter mir im Bus der Linie 17 ganz besonders. Der eine ist acht, der andere etwas älter, beide ziehen sie mit Bedacht aber souverän an ihren Kippen, sitzen auf der Rückenlehne und rufen unflätige Sprüche durch das Oberdeck. Dann prügeln sie sich, rollen durch den Gang, turnen über die Sitze, lachen und fluchen sich an. Als das langweilig wird, macht der Achtjährige kleine Kinder an, die vielleicht drei Jahre älter sind. Ein Erwachsener greift ein, hält den Fighter auf Armlänge zurück, so daß die Tritte und Boxhiebe ins Leere treffen. Und der Kleine flucht: »You shittie bastard, you National Front, you nigger.« Er heult kurz, dann fällt ihm noch was ein: »You fucking Irish, you bloody shittie fucking ... «.

Mit der Schule haben die Jungen nichts mehr am Hut. Angela Johnson, Lehrerin: »Die Kinder werden zynisch, sobald sie 14 oder 15 sind. In den letzten beiden Schuljahren beträgt die Anwesenheit oft nicht mehr als 50 Prozent. Früher haben sich die Schulleiter noch darum gekümmert, wenn die Jungs wegblieben. Heute schert das keinen mehr.«

In Kirkby wird viel Geld für -die Ausbildung ausgegeben, trotzdem stehen die Schüler am Ende der nationalen Zeugnis-Tabelle. »Wir haben gute Schulen und gute Lehrer«, sagt ein Sozialarbeiter, »aber ich kenne Jugendliche, die seit zwei Jahren nicht mehr dort waren. Sie wissen, daß sie immer am Ende der 4-Millionen-Arbeitslosenschlange sein werden.«

Früher haben die Arbeiterkinder die Schule auch schon mit Mißtrauen betrachtet; Schulzeit war Verschwendung wertvoller Jahre, ein notwendiges Übel, das man aussitzen mußte, um endlich das zu erreichen, was die Erwachsenenwelt ausmacht: Einen Job und damit das Geld, um die Bräute am Samstagabend ausführen zu können. Das war das »richtige Leben« - Maloche in der Fabrik, Ale am Abend und 'ne Frau.

Mehr wollten Ian Walsh, John Cooper und Jaygo auch nicht. lan und John haben ein Jahr lang das Jugendausbildungsprogramm der Regierung mitgemacht. Um die 30 Pfund haben sie pro Woche dafür bekommen, daß sie Zahlen in Computer tippten, Räume renovierten oder leere Regale auffüllten. Der Unternehmer darf nicht mehr zahlen, sonst streicht ihm die Regierung den Zuschuß in Höhe von 45 Pfund. Das Programm soll jetzt auf zwei Jahre ausgedehnt werden, aber für die drei vor dem »Youth Center '63« in Kirkby kommt das zu spät. Viel Lust hätten sie ohnehin nicht auf ein weiteres Jahr, gelernt haben sich nichts, und gerade sechs Prozent der Jugendlichen finden danach einen Job in Kirkby. Außerdem haben sie auch so genügend zu tun.

»Working your head heißt das bei uns«, sagt David Coates, seit sechs Jahren Sozialarbeiter im Jugendzentrum.« Die Arbeitslosigkeit macht aus den verhinderten Handarbeitern Kopfarbeiter. Die lassen sich alles einfallen, um an Geld zu kommen. Für die ohne Geld, ohne Job, ohne Beziehungen gibt es nur zwei Möglichkeiten, um über die Runden zu kommen: Gewalt, Stärke zeigen, also Raub und Überfall - oder den Grips benutzen, Ideen entwickeln, Phantasie zeigen.

In Kirkby ist die erste Variante out. Einem die Socken klauen, während er redet, das ist okay, dafür gibt es Szenenbeifall, aber einer alten Frau über den Kopf zu schlagen, das gehört sich nicht. Das verstößt gegen die Regeln, die sich die Leute hier selber machen. Die letzten drei Schecks samt Scheckbuch für 50 Pfund zu verkaufen, den »Diebstahl« am nächsten Tag der Bank zu melden, während der Käufer gleichzeitig Videos, Hi-Fis oder Lebensmittel erwirbt, ist gut. Den Sachbearbeiter vom Sozialamt bestellen und ihm die leere Wohnung zeigen, die man vorher selber ausgeräumt hat, und

dann auf den Scheck warten, ist auch gut. Auch daß der Mann vom Elektrizitätswerk viel zu tun hat, geht in Ordnung. »Hast du schon vom berühmten Kirkby-Kocher gehört?« fragt David Coates. »Das ist ein Kocher, aus dem die Kabel hängen, ein lebensgefährliches Gerät; das bestätigt dir der E-Werker sofort. Und mit der Bescheinigung gehst du zum Sozialamt und holst dir den Scheck. Der Kocher wird dann weitergereicht.«

Auch Hilfsorganisationen wie »Legal Aid« werden lebhaft konsultiert, wenn es darum geht, Schadensersatzansprüche geltend zu machen. Ein gebrochenes Bein durch einen Treppensturz oder eine verletzte Hand wegen einer Kneipenschlägerei, und die Stadtverwaltung ist fällig. Ein Freund bezeugt, daß es das aufgerissene Pflaster in dieser oder jener Straße war, über das man gestolpert ist - es gibt viele solcher Straßen in Kirkby - und die Chancen stehen nicht schlecht, der Stadtverwaltung Schmerzensgeld abzutrotzen. Kirkby ist die Stadt mit den höchsten Kompensationszahlungen im Land: »Claim Corpy for Compo« ist eine ehrenwerte Beschäftigung, die Corporation zahlt.

Für die, die mal was gelernt haben, gibt es genug Arbeit in der Stadt. Man kauft sich einen alten Wagen, repariert ihn, und verkauft ihn weiter - von dem Geld kann man zwei Wochen leben. Oder man hilft einem Freund für ein paar Pfund und legt die Wasser- oder Stromleitung am Zähler vorbei. Von der Stütze leben und fürs Leben arbeiten, nennen sie das. Vom Arbeitslosengeld, das nur knapp über dem Sozialhilfesatz liegt, kann man kaum existieren.

Ian, John, Jaygo und ihre Kumpel nutzen das System ebenfalls. Vor allem in den Sommermonaten zieht es einige in die Ferienorte an der Südküste. Die Regierung zahlt. Weil sie auf »Arbeitssuche« sind, müssen die Sozialbehörden für Unterkunft und Verpflegung aufkommen. Die jungen Arbeitslosen (»on the dole«) zeigen die Mobilität, die Thatcher immer gefordert hat. »Mein Vater hat sich in den 30er Jahren aufs Fahrrad geschwungen und Arbeit gesucht«, sagte vor Jahren der Hardliner im Kabinett, Norman Tebbit. Auf das Rad steigen sie nicht, die Jungen aus Kirkby, sondern in den Inter-City, und Arbeit suchen sie auch keine an der »Costa del Dole«, wie der Küstenstreifen zwischen Torquay und Eastbourne inzwischen heißt. »Zu siebt in einem Zimmer, 35 Pfund Übernachtungskosten für jeden auf die Hand, das Zimmer kostet 35 Pfund, da bleiben zweihundert Pfund übrig. Das ist nicht schlecht für eine Woche«1 sagt David Coates, der Sozialarbeiter. Manchmal fahren sie auch nach Southport, Merseysides Ferienstadt, aber dort zahlt das Sozialamt jetzt direkt an die Hoteliers. Das lohnt dennoch. Die Hoteliers machen zwar fiftyfifty mit den »Arbeitssuchenden« und haben sich ein eigenes Kommunikationsnetz aufgebaut - die Jungs dürfen nur für zwei Wochen die gleiche Adresse haben: »Ich hab' hier grad sechs, kannst du mir deine schicken, ich schick' dann meine bei dir vorbei« - aber die Südküste ist doch was anderes.

Allerdings halten es die Jugendlichen dort nicht lange aus. Am wenigsten gefällt es ihnen in London, in der großen Stadt mit ihrer Hektik, dem Durcheinander an Straßen und Häusern und der permanenten Reizüberflutung. Anders als die Jugendlieben aus Ostlondon, die die Oxford Street als ihr reichhaltiges Jagdrevier betrachten, können die aus Kirkby mit den Großkaufhäusern nur wenig anfangen. Alles ist fremd dort, und daher gefährlich.

Nach einer Woche London haben die meisten die Schnauze voll und kommen wieder. Selbst wenn sie zufällig einen Job finden, bleiben sie nicht lange; die Sehnsucht nach Mum und Dad, nach der Gang, nach der Stadt, in der sie die Regeln aufstellen, in der sie sich auskennen und in der sie was gelten, treibt sie zurück. Außerdem: Wenn mit etwas Glück ein paar Videogeräte, Plattenspieler oder Autostereos auf der Reise gesammelt werden konnten, verscherbelt man die am besten zu Hause - da kennt man die Käufer.

Den Mädchen traut man in Kirkby wenig Selbständigkeit zu. Sie haben daheim zu bleiben. Eine Möglichkeit für sie, vorn Elternhaus wegzukommen, einen Platz auf der Warteliste für Sozialwohnungen und Sozialhilfe zu erlangen, ist ein Schwangerschaft. In der Gemeinde mit der zweitjüngsten Einwohnerschaft Großbritanniens - die Hälfte der Einwohner ist unter 25 Jahre alt - ist das normal. »Niemand stört sich daran, wenn 16- oder 17jährige ein Kind im Bauch haben oder im Wagen vor sich herschieben«, erzählt David Coates. Oberhaupt seien die Frauen immer häufiger die einzigen in der Familie, die Geld verdienen. Die wenigen Stellenangebote kommen hauptsächlich aus dem Dienstleistungsbereich und die weibliche Arbeitskraft ist billiger. Diese Entwicklung verändert die Sozialstruktur Kirkbys. Die Männer halten das oft nicht aus und hauen ab - die Zahl der Alleinerziehenden wächst beständig. -

Jaygo hat nagelneue Turnschuhe an, eine flotte Hose, ein Addidas T-Shirt und eine Lederjacke. Stilvolle Eleganz zählt bei den jungen Arbeitslosen. Punks und Skinheads gibt es hier keine mehr, sagen die Leute, nur noch in der Provinz und in London. Die quergebürsteten oder kahlgeschorenen Protestformen gegen die Gesellschaft mit ihre Massenarbeitslosigkeit haben sich verlaufen. In Kirkby trägt man Schuhe für 30 und Hosen für 50 Pfund. Woher? Und wie bezahlt? Die drei sagen nichts. Wahrscheinlich ist die Ware aus einem Lastwagen gefallen oder ein Freund in den Docks hat aus Versehen einen Karton auf die Seite gestellt. Ab und zu wird Jaygo auch selber aktiv. Früher war er beim Kirkby Riot Squad, dem Kirkby Aufruhr-Kommando, doch die Gruppe gibt es nicht mehr. Da waren ein paar Neonazis dabei, und die mag Jaygo nicht. Jetzt sei er bei einem neuen Club, dem TCR (Tower Hill Car Robbers). Schlecht liefe das Geschäft nicht. Die Hitliste würde zwar von Porsche, BMW und Audi angeführt, aber da es davon so wenige gebe, müsse man sich halt mit den Fords begnügen. Blaupunkt-Radios seien auch gut, das sehe man an den leeren Rechtecken in vielen Armaturenbrettern.

»Der Knast hat für viele keine abschreckende Wirkung«, sagt David Coates, »die meisten betrachten die Gefängnisstrafen als eine Art Steuer, die man eben zu entrichten hat.« Wo der Tausch Ware gegen Ware, also Arbeitskraft gegen Lohn, nicht mehr funktioniert, muß zeitlich beschränkter Freiheitsentzug als Äquivalent herhalten. »We beat the system«, sagen sie stolz, aber manchmal holt sie das System ein, dessen Spielregeln sie in dieser Hinsicht akzeptieren.

Ihre Gleichgültigkeit, ihre Apathie gegenüber der eigenen Zukunft, trennt sie von den Alten, die in der Arbeitslosigkeit verzweifeln. Anders als die Jungen in der Arbeitsloseninitiative sehnen sie sich nicht nach einem Job, an Geld kommen sie auch so. Die Initiative ist ihnen auch zu politisch. Aber was Gutes ist schon an deren Arbeit: »Die helfen dir im Kampf mit den Sozialbehörden«, sagt Jaygo. Bis zu 200 Leuten suchen dort täglich Rat. Und die Kampagne der Aktivisten gegen die Sozialamtschnüffler hat allen in Kirkby gut gefallen. Als sich im letzten September eine Sonderkontrolleinheit des Sozialyninisteriums in Kirkby einfand, um in einem auf drei Monate angesetzten Einsatz herauszufinden, wer die Sozialbehörden betrügt, hat die Arbeitsloseninitiative Flugblätter in jeden Briefkasten von Kirkby gestopft und den Eingang zum Sozialamt blockiert. Nach zwei Wochen waren die Schnüffler wieder weg.

Konkret 05/86, S. 24

Wolfgang Pohrt

Birnentum und Caesarismus

Die Koalition der Geschmierten markiert einen neuen Tiefpunkt bürgerlicher Regierungskunst überhaupt. Denn statt die Bürger mit ihrer Habgier ideologisch zu versöhnen, schüren Kohl/Lummer/Lambsdorff nur Neid und Mißgunst. Ein Niedergang wie er im Geschichtsbuch steht

I

Als Kohl 1983 mit der Nonsense-Parole »Den Aufschwung wählen« die Bundestagswahl gewann, war das Wesen von dreizehn Jahren SPD-Kanzlerschaft zur Erscheinung gekommen und der Ausstieg der Bundesregierung aus der Politik besiegelt. Denn Kohl ist die Substanz von Brandt Schmidt. Brandt ohne den Heiligenschein, Schmidt abzüglich der schneidigen Allüren. Er selbst ist der lebendige Beweis für die Propaganda der Konservativen, jede sozialdemokratische Regierung ruiniere den Staat, weil Nivellierung zur Verflachung führe. Dreizehn Jahre lang hatten Brandt und Schmidt die bundesrepublikanische Politik geformt. Als die Skulptur enthüllt wurde, stand ein grinsender Kohl auf dem Sockel, das mißratene Werk hatte sich an seinen dilettantischen Schöpfern gerächt. Weit entfernt davon, eine Wende zu markieren, verkörpert Kohl vielmehr sozialdemokratische Politik in höchster Reinheit und Vollendung. Sein Amtsantritt war die logische Fortsetzung einer Entwicklung, die 1969 begann.

Dank der Formel »Mehr Demokratie wagen«, die der Protestbewegung abgelauscht worden war, wurde die Sozialdemokratie damals Regierungspartei. Kaum an der Macht, fiel sie in einem Akt unvermeidlicher Selbstzerfleischung über ihre Inspirateure und Ideenlieferanten her. Per Amnestie für politische Bagatelldefikte und per Radikalenerlaß zerschlug sie ihre wichtigste Stütze im Kampf gegen die Einfallslosigkeit, nämlich die Protestbewegung. Damit war die Illusionsmaschine kaputt und die Versorgung mit jenen Visionen unterbrochen, welche die Sozialdemokratie braucht, um Utopien aus dritter Hand in kostenneutrale Reformvorschläge umzumünzen, mit welchen die eigene Wahlkampfwerbung bestückt wird. Schon bei den vorgezogenen Parlamentswahlen 1972 suchte die SPD deshalb vergeblich nach eigenen Slogans und griff in der Not auf den Fundus konservativer Parolen zurück. Mit dem grammatikalischen Zwitter »Deutsche - Wir können stolz sein auf unser Land« machte sie faktisch für die CDU Reklame und wurde wegen der Begriffsstutzigkeit der Bevölkerung trotzdem gewählt. Elf Jahre sollte es dauern, bis die Botschaft verstanden wurde und die Saat Früchte trug, aber schon zwei Jahre später trat Brandt zurück, nicht weil der Spion Guilleaume andernfalls dessen Techtelmechtel ausgeplaudert hätte, sondern weil die gelangweilte Öffentlichkeit sich begierig auf Affären eines Regierungschefs stürzen mußte, der als Politiker nicht mehr in Erscheinung trat. Brandts Nachfolger Schmidt hielt sich länger, weil er das Feldwebelnaturell oder die Führungsqualität besaß, leerlaufender Routine mittels schneidigen Auftritten und markigen Worten den Anschein von ereignisreicher Bedeutsamkeit zu geben. Schon im Wahlkampf 1976 freilich nörgelte die »FAZ«, der ausländische Betrachter müsse angesichts der Plakatwerbung den Eindruck gewinnen, daß es in der Bundesrepublik keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche gebe. Niemand kennt mehr die Parolen der Bundestagswahl von 1980, und zwei Jahre später war auch die Regierungskoalition ihr ewiges Gerede von den Sachzwängen leid, die der eigentliche Souverän seien und vom Kanzler nur kompetent verwaltet und vollstreckt würden. Mit dem Dauerverweis auf die Sachzwänge hatte das Kabinett Schmidt den Verzicht auf Politik zur obersten Regierungstugend und sich selbst für überflüssig erklärt. Für Kohl war die lang herbeigesehnte Stunde des Triumphs angebrochen.

Bei der Bundestagswahl 1983 bewies die Bevölkerung, daß sie zwar einen etwas schwerfälligen Verstand besaß, aber nicht grundsätzlich unbelehrbar war. Schmidt hatte den Verzicht auf Politik zum Regierungsprogramm erhoben. Also wurde erwiesene Unfähigkeit, einen klaren Gedanken zu fassen oder zu artikulieren, von der Bevölkerung mehrheitlich als Befähigungsnachweis fürs Amt des Regierungschefs akzeptiert. Schmidt hatte Regierung ohne Politik gefordert, Kohl war dafür der geeignete Mann. Mit der Kompetenz, die Richtlinien der Politik zu bestimmen, wurde er betraut, weil sein sinnloses Geschwafel ohne Richtung und Linien optimalen Schutz vor Politik bieten konnte. Kohl wurde gewählt, weil seine rhetorischen Hampeleien der angemessenste Ausdruck für den Zustand einer Gesellschaft waren, in der sämtliche Parteien, Fraktionen oder Klassen den Willen und die Befähigung zur Ausübung der politischen Herrschaft verloren hatten. Nach der Devise »Alle Macht der Ohnmacht« wurde für Kohl votiert, die Bundestagswahl 1983 war praktizierter bürgerlicher Anarchismus, ein kalter Staatsstreich der Bevölkerung gegen die Regierung. Man hatte den Wahlakt als Sabotageakt mißbraucht und den Unfähigsten an die Spitze der Exekutive gewählt, um das Amt zu blamieren, wie man in Klamaukfilmen gern einen zigarrerauchenden Schimpansen auf dem Chefsessel thronen läßt, um die Autorität zu verhöhnen. Kohl war ein gefundenes Fressen für die Spötter.

II

»Hatte sein Kopf nicht die Form einer Birne? Sämtliche Birnbäume des Landes hätten nicht ausgereicht, um die Fülle der Birnen zu liefern, die an den Mauerflächen und in den Witzblättern prangten.« Siegfried Kracauer beschreibt hier, in

»Jacques Offenbach und das Paris seiner Zeit«, die Spottlust der Franzosen, deren Opfer der sogenannte 'Bürgerkönig' Louis-Philippe wurde. Mit ostentativer Spießigkeit schmeichelte dieser Louis-Philippe dem Juste-Milieu, während er die Interessen der Hochfinanz vertrat. Das Erfolgsgeheimnis seiner Politik bestand darin, daß er selber keine hatte und er sich deshalb allen Seiten als Vermittler und Mann des Ausgleichs empfahl. Der ausschließlich dem Geschäftssinn verpflichtete Pragmatismus hielt sich zwar immerhin achtzehn Jahre an der Macht, brachte allmählich aber den Glanz zum Erlöschen, in welchem die profanen Triebkräfte der bürgerlichen Gesellschaft schimmern mussen, damit der Bürger hinsichtlich seiner niedrigen Beweggründe die Illusionen hegen kann, an welchen sich seine Begeisterung und nachfolgender Tatendrang entzünden.

Gegen Ende von Louis-Philippes Regierungszeit, die von 1830 bis 1848 dauerte, breiteten sich Verdrossenheit und Langeweile aus, weil die Politik keine ideologische Raffgier-Veredler liefern konnte und die unveredelte Rachsucht eine Sucht ist wie andere auch. Kracauer schildert die Stimmung: »Auch die Frauen - Tänzerinnen, Sängerinnen, Damen der Gesellschaft - fanden die Lektüre des Kurszettels spannender als die eines Unterhaltungsromans. Das Börsenspiel war die einzige Sensation, die das Regime noch bot, und die zynische Offenheit, mit der man sie sich verschaffte, verriet unzweideutig, daß man aufgehört hatte, an dieses Regime Hoffnungen zu knüpfen. Hinter dem Spielfieber gähnte das Nichts. Ein Gähnen, das ansteckend wirkte. «

Bald darauf, im Februar 1848, wich Louis-Philippe ohne nennenswerten Widerstand dem Druck der Straße. Damit hatte Napoleon III freie Bahn, dem nach dreijähriger Übergangszeit ein Staatsstreich gelang, und der bis 1871 diktatorisch regierte. Louis-Philippe als Demonstration bürgerlicher Unfähigkeit, selber die politische Herrschaft auszuüben; anschließend Napoleon III in der Rolle des Gastregenten mit Generalvollmacht - nach diesem simplen Verlaufsschema hat sich der Niedergang jeder bürgerlichen Republik abgewickelt.

III

Unlust und Unfähigkeit die politische Herrschaft auszuüben, sind also für die bürgerliche Gesellschaft typisch, weshalb das Eigentumsverhältnis periodisch von Obristen, Diktatoren, Putschisten gerettet werden muß. Gemessen an ihrem Selbstverständnis nämlich ist Politik Verschwendung, ein unproduktiver Kostenfaktor, der weder der Profitmaximierung noch der Kapitalakkumulation direkt nützt und nur die Unternehmergewinne durch Steuerlasten schmälert. Weil die bürgerliche Gesellschaft auf der Illusion des gerechten Tauschs zwischen gleichen und freien Kontrahenten beruht, muß sie ihren politischen Charakter als Gewaltverhältnis zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten verleugnen. Das Resultat der notwendigen Verleugnung ist die schweigende Mehrheit unpolitischer Spießer, in welchen die parlamentarische Demokratie ihre Massenbasis findet. Jede bürgerliche Partei verspricht deshalb in ihrem Wahlprogramm, die Regierung nur bilden zu wollen, um durch drastische Budgetkürzungen die ihr zugewachsene Macht unverzüglich zu zügeln. Jede bürgerliche Partei verspricht, als Regierung Abstinenz üben zu wollen, damit sich nun endlich das freie Spiel der Kräfte ohne die Zwangsjacke staatlicher Bevormundung und Reglementierung zum Wohle aller entfalten kann. Das Wahlversprechen jeder bürgerlichen Partei ist die Abschaffung der Politik durch die Regierung.

Weil das Kapital als politisches, auf Willen und Gewalt gegründetes gesellschaftliches Verhältnis sich zwar verleugnen muß, durch bloßes Verleugnen aber seinen Charakter nicht auch aus der Welt schaffen kann, muß jede bürgerliche Partei ihr Wahlkampfversprechen brechen, sobald sie selber die Regierung bildet. Unter Berufung auf Erfordernisse der inneren und äußeren Sicherheit erhöht sie die Staatsausgaben, sie beschließt kostspielige Subventionen und Förderungsprogramme, sie entwickelt sich zum bedeutenden Auftraggeber, von dem im militärischen wie zivilen Bereich die Existenz ganzer Branchen abhängt. Der fromme Wunsch der Bürger, unbehelligt von der Politik und vor allem vom Finanzamt im friedlichen Wettstreit gegeneinander je nach Tüchtigkeit eigenen Reichtum anzusammeln und den Wohlstand aller zu mehren, kollidiert mit den Fakten, weil das Kapital entgegen dem Anschein, den es selber produziert, und im Widerspruch zum Selbstverständnis der Bürger, kein politisch neutrales, nur zweckdienliches Mittel ist, um die Menschheit mit immer mehr Kühlschränken zu beglücken. Weil die Spielregeln der freien Marktwirtschaft keineswegs der Vernunft letzter Schluß sind und sich deshalb weder von selbst ergeben noch von selbst verstehen, braucht das Kapital einen Staat, der bei Bedarf mit Gewalt den Spielregeln Geltung verschafft auch bei denen, die nie gewinnen. Jeder bürgerliche Staat hat die Aufgabe, mittels seiner bewaffneten Formationen das Proletariat niederzuhalten und die Absatzmärkte, Rohstoffquellen und Zufahrtswege jenseits der Grenzen zu schützen. Jeder bürgerliche Staat ist ein Rückfall in vorbürgerliche Aneignungsformen, in einfache Wegnahme per Gewalt, und nicht mal die Unternehmer sind vor dem Finanzamt sicher.

IV

Politik ist daher die Kunst, das Recht des Stärkeren durchzusetzen und gleichzeitig den moralischen Rückfall erfolgreich zu verleugnen, weil andernfalls die Nation sich aus einem effizienten Produktionskartell in eine vom inneren Zerfall bedrohte Räuberbande zurückbilden würde. Außer Ordnung und Sicherheit muß die Regierung Illusionen liefern, deren Bedeutung Claude Julien richtig beurteilt, wenn er schreibt: »Amerika würde an sich selbst zu zweifeln beginnen, wenn es seine

Interventionen in der Welt nur als Mittel dazu betrachtete, seine Rohstoffquellen und die Absatzmärkte für sein Kapital zu sichern. Es ist lediglich ein Glücksfall, daß solche Bestrebungen mit dem großen Kreuzzug für die Freiheit der Völker zusammenfallen, die vom Elend bedrückt und von der kommunistischen Herrschaft bedroht sind.« In diesem Sinn waren Kennedys 'New frontier spirit', seine 'Allianz für den Fortschritt' und sein 'Peace corps' Musterbeispiele erfolgreicher Politik für eine Gesellschaft, die sich durchs Verleugnen ihrer wirklichen Triebkräfte erhält, und die ohne den Selbstbetrug kaum den stimulierenden Impuls zum wirtschaftlichen Wachstum fände, denn: »Bedeutende Industrielle und Wirtschaftsführer sind gemeinhin nicht, wie die Menge wähnt, zynische Rechner, sondern Menschen voller Ideale, die allerdings mit ihren materiellen Interessen wunderbar übereinzustimmen pflegen« (Kracauer).

V

Gemessen an ihrer Aufgabe, den Leuten Flausen ins Ohr zu setzen und Sand in die Augen zu streuen, markiert die Koalition der Speckköpfe einen neuen Tiefpunkt bürgerlicher Regierungskunst überhaupt. Die Regierungsmitglieder selber werden ein Opfer der von ihnen verbreiteten gähnenden politischen Leere, weil sich das Interesse der Öffentlichkeit zwangsläufig auf die Frage konzentrieren muß, wer wann wieder viel von wem genommen hat, wenn keine programmatischen Entwürfe, weltanschaulichen Bekenntnisse, Visionen und Ideale die wirklichen Triebkräfte aller verschönern. Denn statt die Bürger mit ihrer Habgier durch deren ideologische Überhöhung zu versöhnen, schürt die Regierung beständig Mißgunst und Selbsthaß, mit dem Resultat, daß die verbiesterten Pfennigfuchser einander jeden Brocken neiden und die Grünen nur über der Frage grübeln, wer aus den Reihen der anderen wieviel Schmiergeld genommen hat, und wer aus den eigenen Reihen 'Staatsknete' bekommen soll. Die bürgerliche Gesellschaft ist identisch geworden mit ihrem Begriff, was sie nicht verträgt, und es sind keine Juden da, um die Raffgier, die alle gegeneinander verfeindet und das Gemeinwesen atomisiert, der Einfachheit halber auf artfremde Spekulanten zu projizieren, weshalb sich der Volkszorn an die Politiker selber hält, die das Publikum erbarmungslos peinigen als dessen ungeschminktes Spiegelbild. Das Ablaufschema für Republiken sieht an dieser Stelle begrenzte Unruhen vor, die vom Birnentum zum Cäsarismus überleiten, und wie auf Befehl einer inneren Stimme, seine historische Rolle bis zum bitteren Ende zu spielen, hat der Birnen-Epigone- Kohl mit der 116-Novelle die Gewerkschaften geärgert, um unter Verweis auf ihr Gemurre vom Druck der Straße schwadronieren zu können, dem er sich keinesfalls beugen wolle, was nur als flehentlicher Ruf begriffen werden kann, die Arbeiter möchten doch ein bißchen Radau machen, und was als unverbrüchliches Versprechen gewertet werden muß, beim ersten Anzeichen von Straßenlärm davonzulaufen. Unterdessen übt Rau für die Rolle des Volkstribuns, weshalb er bei jeder Rede mehr fuchtelt. Die Zukunft ist damit ungewiß und sicher nur, daß die Bürger, vor die Wahl Anarchie oder Despotie gestellt, sich immer für die Despotie entscheiden.

Konkret 05/86, S. 28

Georg Hodel, Sara Rilke

Contras kommen nicht durch

Reagans Handlanger im Krieg gegen das sandinistische Nicaragua schaffen es trotz millionenschwerer Unterstützung aus Washington nicht, die Sandinisten ernsthaft zu gefährden. Sie stiften nur Unruhe und Verwirrung in Honduras. Einziger Ausweg für das Pentagon: eigene Truppen schicken.

»Reagan will Zentralamerika in ein neues Vietnam verwandeln« - »Ortega erklärt Honduras zum Kriegsgebiet.« Mit diesem dramatischen Schlagzeilenabtausch, den sich die sandinistische Tageszeitung »Barricada« und der nordamerikanische »Miami Herald« in der Osterwoche lieferten, fand die Kontroverse über Reagans Millionenhilfe an die antisandinistischen Freischärler ihren psychologischen Höhepunkt. Sie markiert gleichzeitig, so die Meinung des ehemaligen CIA-Analytikers David Mc Michael, auch eine Wende der nordamerikanischen Aggressionspolitik in Zentralamerika, die nunmehr zum Wohlgefallen des US-Präsidenten auch im Kongreß immer breitere Unterstützung findet: die Frage ist nicht mehr, ob die Sandinisten nun gestürzt oder bloß »zur Raison« gebracht werden sollen. Nein, der Kongreß und das Weiße Haus streiten sich allenfalls noch darüber, wie der Abgang der Sandinisten am besten zu bewerkstelligen sei.

Auslöser dieser Trendwende bildeten zweifellos jene über die Ostertage an der Grenze zu Honduras tobenden Kämpfe zwischen den konterrevolutionären Söldnerbanden und dem sandinistischen Heer, in deren Verlauf Reagans »Freiheitskämpfer« wohl ihre größte Niederlage seit dem Beginn des »verdeckten Krieges« gegen Nicaragua bezogen hatten. Die entscheidenden Ereignisse vollzogen sich weitgehend unbeachtet von der Öffentlichkeit. Noch während in Nicaragua und in den USA die letzten Urlaubseinkäufe getätigt wurden, sollen sich dem Vernehmen nach etwa 1200 Freischärler, die sich in ihren Militärcamps in den Berggebieten der honduranischen Südprovinzen EI Paraiso und Olancho verschanzt hatte, über die Nordgrenze Nicaraguas gedrängt haben, um gerade rechtzeitig zur laufenden Contra-Debatte im US-Kongreß eine publicity-trächtige Generaloffensive zu lancieren. Der militärische Ausfall der Freischärler endete - zum Schrecken der Kriegsplaner in der CIA-Zentrale in Fort Langley und im Pentagon - in einem militärischen Desaster. Nach der erfolgreichen Abwehr des Angriffs, meldete das nicaraguanische Verteidigungsministerium nicht nur 600 Verluste auf Seiten der Konterrevolutionäre, auch ein Helikopter und mehrere Militärcamps seien zerstört worden.

Der verheerende sandinistische Gegenstoß richtete sich auf das Gebiet zwischen Las Trojes und Cifuentes, wo sich mehrere logistische Zentren der Contra, darunter auch das strategisch wichtige »Centro de Instruccion Militar« (CIM) befinden. Unmittelbar nach der Contra-Abstimmung im US-Repräsentantenhaus stürmten mehrere sandinistische Spezialeinheiten das militärische Ausbildungszentrum der Contra und sprengten einen Transporthelikopter der »US Air Force« in die Luft. Dort wird die Grenze zwischen Honduras und Nicaragua von einer mit Mitteln der US-Entwicklungsagentur ausgebauten Zufahrtstraße gesäumt, entlang derer militärische Zusammenstöße zur Tagesordnung gehören. Hier hatten vor drei Jahren auch die schwersten Kämpfe stattgefunden, als der Plan vom US-Geheimdienst gesteuerten Contras scheiterte, auf diesem vorgeschobenen LandzipfeI einen militärischen Brückenkopf zu bilden.

Aus diesem Grunde sahen sich die honduranischen Behörden auch gar nicht veranlasst, einzuschreiten, während Ronald Reagan eine »Masseninvasion sandinistischer Soldaten« auszumachen glaubte und der Regierung in Tegucigalpa sogleich 20 Helikopter und 20 Millionen Dollar in bar für dringliche Waffenkäufe aufdrängte, um die angebliche »Aggression« zurückzuschlagen. Der Zwischenfall entwickelte sich zum Bedauern der Scharfmacher im Weißen Haus ganz und gar nicht nach Wunsch. Entgegen dem von Pentagon und CIA verfaßten »Drehbuch« legte sich die Regierung von Honduras quer und ließ zunächst über ihren Sprecher Lizandro Quezada die fragliche »Invasion« sandinistischer Truppen« in Abrede stellen und meinte wörtlich, sie sei »ein Teil der politischen Taktik der Reagan-Regierung, um die Militärhilfe an die Contras im US-Kongreß durchzubringen«. Erst als der Oberbefehlshaber des »US Southern Command« in Panama, General John Galvin, der bereits am Vortag der Contra-Offensive im zentralen US-Stützpunkt »Palmerola« auftauchte, damit drohte, seine »boys« von der Leine zu lassen, bequemte sich Präsident Jose Azcona, ein entsprechendes Hilfeersuchen an das Weiße Haus zu richten.

Das offenkundige Abseitsstehen der ansonsten in Bezug auf die amerikanische Militärpräsenz als duldsam bekannten Honduraner kommt nicht von ungefähr: gerade in diesem und im vergangenen Jahr haben sich die Klagen über die von den sandinistischen Streitkräften erfolgreich in die Grenzregion zurückgedrängten Contras gehäuft. Die honduranische Polizei verzeichnet eine außerordentlich hohe Kriminalitätsrate unter den »Exil-Nicaraguanern«. 1064 seien im vergangenen Jahr wegen Krimirlaldelikten festgenommen worden. Die Kaffeepflanzer an der Grenze zu Nicaragua haben sich in den Medien wiederholt beschwert, sie würden von den Contras ausgeraubt und erpresst. Nach Angaben des Vizegeschäftsführers der honduranischen Kaffeeproduzentenorganisation sind etwa 2000 meist kleine Kaffeepflanzer aus dem Gebiet geflüchtet, außerdem erwarten die honduranischen Kaffeeproduzenten wegen des Krieges auch dieses Jahr einen Ernteausfall von 50 Prozent. Man habe, so die Kaffeeproduzenten, daher die honduranischen Streitkräfte gebeten, die Contras »aus der Zone zu entfernen«.

Ob allerdings die honduranische Armee dazu in der Lage ist, steht auf einem anderen Blatt. Sollte es der im Süden des Landes operierenden antisandinistischen Freischärlerorganisation »Demokratische Kraft Nicaraguas« (FDN) tatsächlich gelingen, ihren Truppenbestand auf über 20.000 Mann zu verstärken, wie CIA und Pentagon hoffen, dann würde den Honduranern bald eine zahlenmäßig überlegene Streitmacht entgegenstehen, die zu »entfernen« im Ernst kein honduranischer Militär für möglich halten würde.

Schon heute kontrollieren die nicaraguanischen Konterrevolutionäre weite Teile der honduranischen Südprovinzen Olancho und EI Paraiso. Und dort hat sich die Contra in der Tat ihr »befreites Territorium« geschaffen: nicht nur befinden sich hier die Mehrzahl der Militärcamps der Contra mit ihren nach dem amerikanischen Vorbild angeschlossenen Bordellen und Spelunken, auch die Familien der nicaraguanischen »Freiheitskämpfer« haben sich hier niedergelassen und treiben mit den Ortsansässigen allerhand Geschäfte. Zum größten Teil mit jener Ware, die ihnen die USA im Rahmen der sogenannten »humanitären Hilfe« hat zukommen lassen. Die Geschäftstüchtigeren unter ihnen haben inzwischen gar ihre Uniform an den Nagel gehängt und betätigen sich als erfolgreiche Waffenhändler - Abnehmer unter den kurzgehaltenen und frustrierten honduranischen Militärs gibt's genug.

So darf es denn nicht verwundern, daß die meisten FDN-Oberen nebst Villa mit Swimming-Pool und teuren Autos neuesten Baujahrs ihre eigenen Ladengeschäfte, Restaurants oder Privatbetriebe in der honduranischen Hauptstadt unterhalten und immer seltener an der Front anzutreffen sind. Eine Versinnbildlichung dieses Treibens bringt nicht zuletzt jene abgetakelte, in Tarnfarbe gestrichene DC-6-Transportmaschine der FDN zum Ausdruck, die am Rande des Rollfeldes des internationalen Flughafens von Tegucigalpa zu bewundern ist und nur noch mit einem Motor ausgestattet ist. Der andere wurde abmontiert und weiterverschachert, nachdem ein von den Konterrevolutionären auf das Flugzeug aufgenommener Kredit ausgelaufen war.

Daß fast die Hälfte jener 15 Millionen, die bisher von der im letzten Jahr gewährten 27-Millionen-Hilfe nach Honduras geflossen sind, im Korruptionssumpf stecken geblieben sind, wie der Rechnungshof des US-Kongresses festgestellt hat, ist schon bald keine. Neuigkeit mehr. Eher schon die kaum noch zu verhehlende Tatsache, daß sich von den rund 10.000 »Freiheitskämpfern«, die noch in den honduranischen Lagern der Contra rumhängen, rund 2000 abgesetzt haben. Dies, obwohl kürzlich verschiedene »geheime Friedhöfe« im Contra-Gebiet entdeckt worden sind, die von den zahlreichen Exekutionen an kriegsmüden Freischärlern ein beredtes Zeugnis ablegen.

Mit dem militärischen Niedergang der Contra, dem die Honduraner mit einem lachenden und einem weinenden Auge zuschauen, hat sich die Lage an der Grenze zu Nicaragua keineswegs entschärft. Nicht nur, daß einige honduranische Armeekommandeure befürchten, sich am Ende alleine mit den Tausenden von bewaffneten Desperados der Contra herumschlagen zu müssen. Horror bekunden gleichermassen zivile wie militärische Stellen in Tegucigalpa vor der Aussicht, daß es zu einer direkten Konfrontation zwischen den das Land besetzt haltenden nordamerikansichen Streitkräften und sandinistischen Truppen kommen könnte.

Nicaraguas Präsident Daniel Ortega gibt sich da keinen Illusionen hin: »Die USA versuchen von der Contra zu retten, was noch zu retten ist. Sie setzen inzwischen ihre Truppen selbst auf die Gefahr hin ein, daß es zu direkten Zusammenstößen mit unseren Streitkräften kommen könnte. Wenn amerikanische Helikopter ins Kampfgeschehen eingreifen und von uns abgeschossen werden, wenn US-Militärberater, die die Konterrevolutionäre trainieren, ums Leben kommen, dann werden die USA wohl kaum zögern, ihre Streitmacht direkt einzusetzen.«

Nach Abschluß der jüngsten Militär-Expedition der Sandinisten richtete der völlig entnervte Präsident von Honduras einen verzweifelten Appell an die internationale Öffentlichkeit, worin er sich beklagte, daß »interessierte Kreise« daran arbeiten würden, »Honduras in einen bewaffneten Konflikt mit Nicaragua« hineinzuziehen.

Konkret 05/86, S. 31

Georg Hodel, Sara Rilke

Ein Kirchenfürst als Einpeitscher

Nicaraguas Opposition hat mit Kardinal Obando y Bravo einen Wortführer, der gar kein Hehl daraus macht, daß der Kapitalismus auf Erden nicht vor Nicaragua halt machen darf.

Mit gespielter Gelassenheit haben die bürgerlichen Oppositionsparteien Nicaraguas auf den sich verschärfenden Konflikt zwischen Managua und Washington reagiert. Nachdem sich nun ganz Lateinamerika mit Ausnahme von EI Salvador, Chile und Paraguay auf die Seite Nicaraguas gestellt und die Aggressionspolitik der US-Administration scharf verurteilt haben und gar, wie im Falle Perus, mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem Weißen Haus drohen, würde es ihnen schlecht anstehen, jetzt nicht in den Chor der lateinamerikanischen Reagan-Kritiker einzustimmen.

Doch außer ein Paar dürren Lippenbekenntnissen zum Prinzip der Nichteinmischung geben, sie sich eher wortkarg und hausieren mit einem völlig unausgegorenen Positionspapier zur Formierung einer nicht-sandinistischen »Anti-Interventionsfront«. Die Idee ist nicht neu: Ein ähnliches Papier kursierte schon bei früheren Gelegenheiten in den Reihen der Opposition. Zuletzt als die USA damit drohten, direkt in Nicaragua zu intervenieren, falls die Sandinisten ihre Luftwaffe mit sowjetischen Migs aufstocken würden.

Der Streit über die Contra-Millionen hat, so glaubt die bürgerliche Opposition, ein Argument mehr geliefert, daß jetzt ein »Nationaler Dialog« stattfinden müsse. Überraschenderweise bestehen sie neuerdings nicht mehr auf Verhandlungen zwischen der Regierung und den bewaffneten Somozisten. Und wie schon bei früheren Gelegenheiten versuchen sie sich selbst als Partner eines innenpolitischen Dialogs ins Spiel zu bringen und hoffen dadurch in Anlehnung an die Idee der Konterrevolutionäre eines »Somozismus ohne Somoza« die Formel eines »Sandinismus ohne Sandinisten« propagieren zu können. Einzig die erzreaktionäre Bischofskonferenz Nicaraguas besteht noch auf einer »Wiederversöhnung« mit den Bewaffneten selbst.

Der innenpolitische Druck der Oppositionsparteien bezweckt die sofortige Aufhebung des Ausnahmezustandes, die Wiedereinführung der bürgerlichen Freiheitsrechte, die Abschaffung der Pressezensur sowie die Etablierung eines außerparlamentarischen Mechanismus zur gemeinsamen Ausarbeitung der Verfassung. Profitieren würden dabei in erster Linie die um den Kardinal Obando y Bravo gescharten Kirchenoberen Nicaraguas, die zum Teil offen mit der Contra paktieren.

Spätestens seit seiner Ernennung zum Kardinal im vergangenen Jahr macht der nicaraguanischen Oberhirte keinen Hehl daraus, daß ihm die Gefolgschaft der somozistischen Freischärler keineswegs zuwider ist. Bei seiner Rückkehr aus Rom machte er zunächst in Miami, dem Eldorado der kubanischen und nicaraguanischen Exilszene halt, um vor versammelter Contra-Prominenz, darunter die Chefs von FDN und ARDE, Adolfo Calero und Alfonso Robelo, gegen das »kommunistische Regime« in Managua vom Leder zu ziehen. Die Andacht, die mit der Segnung der Contra-Bosse endete, verfehlte ihre Wirkung nicht. Als der Kardinal danach in Managua eintraf, kam es zu Ausschreitungen. Gläubige, die herbeigeeilt kamen, um den nicaraguanischen Kirchenfürsten zu empfangen, warfen mit Steinen nach der Polizei und skandierten: »Christentum ja, Kommunismus nein. «

Der Kardinal, das steht nach Meinung des in Miami lebenden ehemaligen FDN-Führers Edgar Chamorro fest, wird vom US-Geheimdienst dafür eingesetzt, dem Aufbau eines »Frente Interno«, einer inneren Front, den Weg zu ebnen. Chamorro, der ehemalige Jesuit und »bezahlte Agent des CIA«, wie er selbst sagt, meint nüchtern: »Es ist klar, die US-Administration ist an einem Dialog zwischen der Regierung in Managua und den Konterrevolutionaren überhaupt nicht interessiert. Damit will Reagan lediglich den Kongreß erpressen. Was ihn und seine Berater interessiert, ist der Sturz der Sandinisten. Um dieses Ziel zu erreichen, werden Kongreß und Kirche gleichermaßen manipuliert«.

Daß das nicaraguanische Kirchenoberhaupt tatsächlich die von Edgar Chamorro behauptete Rolle einnehmen könnte, geht eigentlich schon aus dessen engen Beziehungen zu dem New Yorker Familienkonzern »W.R. Grace Co« und den nordamerikanischen Malteserrittern hervor, die vergangenen September vom nordamerikanischen »Resource Center« in Albuquerque in eindrücklicher Weise aktenkundig gemacht worden sind.

Besonders erwähnenswert sind Obando y Bravos Connections zum »W.R. Grace Co«Konzern. Berüchtigt ist der Konzern, weil der Enkel des Firmengründers, J. Peter Grace, als Vorsitzender der nordamerikanischen Sektion des mächtigen Malteserordens immer dann in Erscheinung tritt, wenn der US-Geheimdienst, dessen Direktoren traditionellerweise dem Orden angehören, wieder gerade mal dabei ist, eine revolutionäre Regierung zu destabilisieren. Grace sitzt zusammen mit dem Bruder des US-Vizepräsidenten Bush, Prescott Bush, im Vorstand der »Americares Foundation« des Malteserordens, die die antisandinistischen Miskitorebellen finanziell unterstützt. Auch europäische Unternehmen, wie zum Beispiel der bundesdeutsche Pharmakonzern Merck, unterhalten Geschäftsbeziehungen mit dieser famosen Stiftung.

Grace, so wollen es die US-Blätter »New York Times« und »National Catholie Reporter« wissen, soll sich dafür eingesetzt haben, daß die erzbischöfliche Kurie in Managua regelmäßig von der staatlichen US-Entwicklungsagentur »Aid« stattliche Dollarbeträge zugeschoben erhält. Nachdem sich gar ein übereifriger Priester aus der Gefolgschaft Obandos y Bravos dazu hat hinreißen lassen, einem Terrorkommando der FDN bei der Ausführung eines Sprengstoffanschlages behilflich zu sein, bedauert in Managua kaum noch jemand, daß der sandinistische Staatsschutz schließlich am Neujahrstag den erzbischöflichen Propagandasender »Radio Catholica« hat schließen lassen, um der permanenten Hetzkampagne der nicaraguanischen Kirchenoberen wenigstens im Äther ein Ende zu setzen.

Konkret 05/86, S. 36

Michael Scharang

Österreich

Diesen Staat kann kein Skandal erschüttern, denn er ist selbst ein Skandal

Die zeitgenössische österreichische Literatur hat ihre Lehrzeit mit Ach und Krach hinter sich gebracht. Es war keine schöne Zeit. Die Literatur mußte lernen, wie man sich in einem literaturfeindlichen Land Aufmerksamkeit verschafft, sie mußte aber auch lernen, dafür scharfe Rügen einzustecken. Die Art, wie sie Skandalöses ans Licht bringe, sei selbst skandalös: maßlos übertreibend, ungerecht, haßerfüllt.

Vornehmlich Journalisten und Politiker erheben diesen Vorwurf. Mit Recht. Für sie ist ein Skandal wertvolles Rohmaterial, für das feste Regeln der Weiterverarbeitung existieren: er muß bis ins kleinste ausgeschlachtet und optimal verwertet werden. Jedes andere Verhalten würde in der Kommerzwelt den Verdacht erregen, der Journalist oder Politiker verstünde sein Geschäft nicht.

Im Gegensatz dazu interessiert den Schriftsteller der Skandal, wenn überhaupt, nicht als Einzelereignis, sondern als exemplarischer Fall. Ihm geht es nicht nur um die kleine Wahrheit der Fakten, sondern auch um c, as große Risiko der Erkenntnis.

Ich bin weit davon entfernt, die Vorteile der künstlerischen und philosophischen Weltsicht preisen zu wollen. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß die Weltsicht der Journalisten Gefahr läuft, die Wirklichkeit zu verkennen, wenn sie nicht merkt, daß die Welt in Veränderung begriffen ist. In Österreich hat die Umwertung aller Werte damit begonnen, daß die Journalisten nicht mehr Skandalen nachjagen, sondern, umgekehrt, eine Unzahl von Skandalen sich ergebenst um die begrenzte Zahl von Journalisten bemüht. Jeder Skandal will rasch noch in die Zeitung, ehe er vom nächsten verdrängt wird.

Die Wirklichkeit praktiziert zur Zeit, was man bislang der Literatur vorwarf: sie übertreibt maßlos. Der Blick, aufs Althergebrachte eingestellt, bekommt nur noch kleine Ausschnitte des monströsen Ganzen zu sehen. Deshalb der Irrglaube, Skandale seien bloß ein Auswuchs, dem mit Moral und gutem Willen beizukommen ist. Dieser Staat, diese Gesellschaft selbst sind der Auswuchs. Auch wenn die empfohlene Meinung anders lautet: Die einzelnen Affären erschüttern den Staat keineswegs, im Gegenteil, sie sind es, die ihn noch zusammenhalten. Die Skandale schützen den Staat, indem sie von dessen skandalösem Charakter ablenken. Sie bilden, nachdem die überkommenen Österreich-Klischees verjuxt sind, den letzten schönen Schein, der auf diesem Land liegt, auf dieser extrem widersprüchlichen, aber durch massive Lügen und Einschüchterungen extrem harmonisierten Gesellschaft.

Wo einerseits Gegensätze nicht aufbrechen, andrerseits Wunden nicht heilen dürfen, wo über alles ein Pflaster des Konsens geklebt und der permanent austretende Eiter von Zeitungspapier aufgesogen wird, dort landet eine Gesellschaft, paralysiert von den sogenannten Zukunftsvisionen ihrer Politiker, unweigerlich in der Vergangenheit. Die Zweite Republik, auf der Suche nach sich selbst, scheint sich in der Ersten wiederzufinden.

Daß die Abendland-Verteidiger angesichts der österreichischen Zustände den Untergang kommen sehen, ist klar. Tatsächlich aber handelt es sich nicht einmal um einen Niedergang. Die Zweite Republik war nie besser (und nie schlechter), als sie heute ist, sie war nur jünger. Deshalb hat man ihr viel nachgesehen und auf später gesetzt. Diese Hoffnungen waren falsch, vor allem waren sie unbegründet. Was wiederum kein Grund für den enttäuschten Staatsbürger sein sollte, den Staat krankzujammern. Denn vom daniederliegenden Gemeinwesen redet nur die Gilde der Heuchler, die Symptome beklagt, vor den Ursachen aber erschrocken die Augen verschließt.

Die Republik ist bloß in die Jahre gekommen, und somit treten ihre Charaktermerkmale, Verlogenheit und ein Hang zum Betrug, deutlicher hervor. Es ist nur logisch, daß auch bei denen, die das System tragen, diese Charaktermerkmale klar zum Vorschein kommen. Das bestreiten die betreffenden Herrschaften neuerdings auch nicht mehr. Man kann sie aller erdenklichen Vergehen bezichtigen, ohne daß sie mit der Wimper zucken. Ehrenbeleidigungsprozesse, einmal ein Gesellschaftsspiel der Oberschicht, werden zur unlukrativen Sache der Obdachlosen. Das herrschende Gesindel, versierter in der Machtausübung als die brutalen Vorfahren, zieht bewußt Kritik und Beschimpfungen auf sich. Es nimmt klugerweise lieber in Kauf, von der Bevölkerung verachtet zu werden, als das System preiszugeben; das Selbstbedienungssystem, in dem es genügt, rückgratlos dazuzugehören, um sich die Taschen füllen zu können; Der Rest wird ans Ausland verscherbelt. Der hochmögende Gauner lebt geradezu davon, sich zur Personalisierung der allgemeinen Gaunerei zu eignen. Mit jedem Schimpfwort, das er der Bevölkerung entlockt, hat er die Öffentlichkeit ein weiteres Stück entpolitisiert.

Dem Ungeist, den die Entpolitisierung produziert, entstammt das Dogma, doch um Himmels willen nicht immer in der Vergangenheit zu wühlen, lieber leuchtenden Auges in die Zukunft zu schreiten. Ein lebenswichtiges Dogma für einen Staat, der sich streng absetzt von dem vorangegangenen verbrecherischen Regime, zahlreiche Verbrecher jenes Regimes aber nicht nur integriert, sondern gleich auch zu Stützen der Gesellschaft gemacht hat. Die österreichische Demokratie,

nicht im Kampf gegen den Faschismus entstanden, ist deshalb zu einem guten Teil eine Demokratie der Nazis und Ständestaat-Faschisten, heute noch. Das Standardargument, die alten Nazis würden einmal aussterben, war immer ein Argument der Opportunisten und Sympathisanten. Die Blut- und Boden-Typen haben, wie es ihrer Natur entspricht, fleißig gesät, so daß das reaktionäre Potential in Österreich heute großer ist als irgendwann nach 45. Und Staat und Gesellschaft, nur an der Oberfläche demokratisiert, sind glücklich über den Kandidaten Waldheim, der sie spät, aber doch auf den ihnen gemäßen Nenner bringt.

Das offizielle Österreich rühmt, wenn es Rückschau hält, den alten Wiederaufbau und das neue Österreich-Bewußtsein. An beidem ist etwas Wahres und viel Falsches dran. Das neue Österreich-Bewußtsein, gewiß erfreulicher als das großdeutsche, gründet dennoch auf einer Lüge, noch dazu auf der schamlosesten, der man sich je in diesem Land bediente: daß Österreich mit den Nazigreueln und den Kriegsverbrechen nichts zu tun hatte. Mit dieser Lüge handelte sich die Zweite Republik eine gewisse nationalsozialistische Kontinuität ein. Die heimischen Unschuldslämmer konnten ohne Gewissensbisse und Substanzverlust den Rassen- und Fremdenhaß herüberretten in die neue Zeit. Deshalb der ekelhaft chauvinistische Zug im alt-neuen Bewußtsein. Der heroische Wiederaufbau. Wer damals arbeitend dabei war, hat nur den einen Rat weiterzugeben gehabt: in diesem Land keinen Handstreich mehr zu tun als unbedingt notwendig - so groß sind Verrat und Enttäuschung gewesen. Mit revolutionären Versprechungen wurden die Arbeiter geködert, aufbauen aber mußten sie eine Neuauflage der alten Gesellschaft. Als sie sich geprellt sahen und aufbegehrten, wurden sie von gewerkschaftseigenen Schlägerbanden niedergeknüppelt - welcher Fortschritt gegenüber dem Februar 1934, als Militär eingesetzt werden mußte. In jedem Fall ein glorreiches Ereignis: Der Geist der Sozialpartnerschaft war geboren. Mittlerweile sind Zweite Republik und Sozialpartnerschaft synonym.

Anfangs sollte die Sozialpartnerschaft nur die Arbeiter mit möglichst geringen Löhnen und die sozialdemokratischen Arbeiterführer mit möglichst großen Privilegien bei der Stange halten. Später wollte man mehr; entsprechend tiefer reichen heute die Wurzeln der Korruption. Die Sozialpartnerschaft entwickelte sich zur Geheimregierung der legendären Gremien, welche abseits von Verfassung und Volksvertretung wirken und das Parlament zur gymnastischen Anstalt degradieren. Diese Entwicklung kam nicht von ungefähr, ihr diente als Vorbild die Ausschaltung des Parlaments im Jahr 1933 durch die Austrofaschisten.

Heute besinnt sich das österreichische Bürgertum, nach der kurzen patriotischen Nachkriegseskapade, wieder auf seine einzige Glanzzeit, auf den Ständestaat, als es politisch und wirtschaftlich eine Marionette des Auslands war, und setzt alles daran, diese Position wiederzuerlangen. Als Einstandsgeschenk möchte es dem Auslandskapital die verstaatlichte Industrie zu Füßen legen.

Bei ihrer Gründung unterschied sich die Zweite von der Ersten Republik vor allem dadurch, daß sie dank der Schwer- und Rüstungsindustrie, die sie vom Hitlerregime erbte, wirtschaftlich bedeutend besser ausgestattet war. Mangels Privatkapital wurde diese Industrie verstaatlicht. Einer der Gründe, warum die Großparteien eine Koalition bildeten: das Staatseigentum sollte als Futtertrog für die Parteien, außerdem noch als billiger Zulieferbetrieb für die anfangs schwache Privatwirtschaft dienen. Diese Aufgabe haben die Staatsbetriebe erfüllt, nun wird demontiert. Die Zweite Republik auf dem Weg in die Erste.

Die Machthaber in diesem Land - das ist beileibe nicht nur die Regierung - spüren, daß dieser Weg in die Sackgasse führt, daß ihre Perspektiven in Wirklichkeit nur Untergangsphantasien sind. Typischerweise ist das gegenwärtige Kabinett, an dem Deutschnationale beteiligt sind, bereits ein Gruselkabinett. Mit diesen Leuten ein Wort über die Zukunft zu wechseln, schon gar über eine demokratische, ist nicht mehr möglich. Die Zeit, bis ihnen die Bevölkerung auf die Schliche kommt nützen sie, um an sich zu raffen: was immer sie zwischen die Finger kriegen. Deshalb ist das einzige Gefühl, das in Österreich in der Luft liegt: Es wird bald nichts mehr da sein. Infolgedessen breitet sich die Raffgier aus wie die Pest, vom Minister bis zum Abt, vom Staatsanwalt bis zum Apotheker langen die Herrschaften blindwütig und zwanghaft zu. Sie haben wieder einmal Gelegenheit zu demonstrieren, wozu die Elite taugt.

Gerade in finsterer Zeit darf ein bißchen Schabernack nicht fehlen. Deshalb müssen zur Belustigung des geplagten Volkes auch die »Alternativen« mit einer eigenen Kandidatin zur Wahl des Bundespräsidenten antreten. Sie ist unschlagbar als Verkörperung österreichischer Unabhängigkeit - sie muß nur noch schnell aus der SPÖ austreten. Dieses Opfer bringt sie unter anderem deshalb, »damit Unzufriedene ihre Proteststimme nicht einem Kandidaten geben müssen, dessen Erfolg im Ausland als Beweis für eine neue Braunfärbung Österreichs aufgefaßt würde«. Ich verstehe zwar nicht, warum die Kandidatin dem Kandidaten einen »Erfolg im Ausland« nicht gönnen will, bin aber dankbar für den Einblick ins Alternative dieser Politik. Der betulich-vornehme Ton weist auf die lächerliche Funktion, welche die Kandidatin objektiv spielt: einem Groß-Kandidaten notfalls zur Stichwahl zu verhelfen und für eine neue Partei, der sie noch nicht beigetreten ist, eine Testwahl zu veranstalten. Warum soll der Staatsbürger nicht einmal alternativ verarscht werden?

Die Kunst hatte es schwer, mit dem hiesigen Ungeist Schritt zu halten, doch in letzter Zeit ist es einigen Künstlern gelungen, ästhetisch die Höhe der Sozialpartnerschaft zu erreichen. Ein junger Regisseur faßt das Programm der neuen Avantgarde und gleich auch das Konzept seines neuen Films in einem Satz zusammen: »Da ist diesmal wirklich für jeden

Geschmack etwas dabei.« Der klassische Widerspruch von Kunst und Politik , welche den Geschmack verdirbt, versöhnt sich mit einer Kunst, welche diesen Geschmack bedient. Das alles hat eine fundierte gesellschaftliche Basis: eine demoralisierte Bevölkerung, die seit 1918 so viele Niederlagen hinnehmen mußte bei dem Versuch, aus einer demokratischen Verfassung eine demokratische Wirklichkeit zu machen, daß sie es sich heute gefallen läßt, von den heimischen Unterhaltungskretins in den politischen Schlaf gesungen zu werden.

Die Unterhaltungsbranche, anderswo Moden unterworfen, ist hier neben der katholischen Kirche, die für jenseitige Unterhaltung sorgt, eine furchterregende Konstante. Für sie gab es 1938 keinen Anschluß, weil sie schon angeschlossen war, für sie gab es 1945 weder Wiederaufbau noch Krise, weil sie immer obenauf und krisenfest war: der zuverlässige Humus für eine solide reaktionäre Entwicklung.

Es soll Länder geben, in denen fürchtet man den Zeitgeist als Vorreiter rechter Tendenzwenden. In Österreich läuft die Geschichte anders. Gegen den Ungeist hat nicht einmal der Zeitgeist eine Chance.

Ein Schreckensbild? Nein, nur das Genrebild eines Landes, in dem alles seine Ordnung hat, seine alte, unerträgliche Ordnung.

Konkret 05/86, S. 40

Magazin

STECHEN UND TRETEN

Die Vorbereitungen für den Weltwirtschaftsgipfel Anfang Mai in Tokio laufen auf Hochtouren. Die Wachmannschaften sind auf alles vorbereitet.

Abgeschafft

Fast die Hälfte aller Textilarbeiter in dem südasiatischen Staat Bangladesh verlor zum Jahresbeginn die Anstellung. Die Importbeschränkungen der USA, die Ende vergangenen Jahres von Washington für Konfektionswaren verhängt wurden, führten bisher zur Entlassung von 88 000 der insgesamt 200 000 Beschäftigten in dem wichtigsten Industriezweig des Landes. Wie die in Hongkong erscheinende »Far Eastern Economic Review« berichtete, mußten inzwischen bereits 250 Betriebe dieser Branche geschlossen werden.

Bangladesh, das zu den ärmsten Ländern der Welt zahlt, unternahm in den letzten Jahren große Anstrengungen, um eine Textilindustrie aufzubauen und sich damit eine Devisenquelle für die Entwicklung der rückständigen Wirtschaft schaffen. Nahezu 75 Prozent seiner Textilerzeugnisse setzte es in den USA ab.

WER AM SCHNELLSTEN ZIEHT DARF ZAHLEN

»Bis heute wurde das Holster ausschließlich für das Tragen einer Waffe benutzt. Jetzt schlagen wir Ihnen einen friedlicheren Gebrauch vor: Die Holster Brieftasche. Ganz unauffällig können Sie Ihre Papiere, Reisepaß, Brieftasche usw. darin unterbringen. Aus sehr widerstandsfähigem ' extra-weichem Leder hergestellt, vierfach verstellbar für optimalen Tragekomfort, unsichtbar unter Westen und Blausons. Ein Qualitätsartikel aus hochwertigem Leder, den man sogar auf der Haut tragen kann, da er mit wasserfestem Stoff gefüttert ist. DM 89,-«

(Aus: Der Katalog - Die Einkaufszentrale des Unternehmens, Originelle Objekte aus der ganzen Welt per Versand)

VOLKSKRIEG

Die Pressestelle des türkischen Generalstabs gab jetzt eine Übersicht über die Tätigkeit der Militärgerichte wahrend der letzten sieben Jahre des Ausnahmezustandes, der am 26. Dezember 1978 wegen der blutigen Auseinandersetzungen in der Provinz Kahramanmaras ausgerufen und nach dem Militärputsch am 12. September 1980 erweitert worden war: 22 912 Personen erhielten Strafen bis zu einem Jahr, 10 783 zwischen einem und fünf Jahren, 6 166 zwischen fünf und zehn, 2 396 zwischen zehn und zwanzig, mehr als zwanzig Jahre bekamen 939 Personen, lebenslänglich erhielten 630 und zum Tode verurteilt wurden 429. Am Stichtag der Bilanz, dem 1.11.85, saßen 262 Personen in Untersuchungshaft, 5 502 waren angeklagt, 9 805 saßen ein und nach 5 624 Personen wurde gefahndet.

Nicht enthalten in diesen Zahlen sind jene etwa 250 000 Türken, die nach dem 12. September 1980 festgenommen, gefoltert und wieder auf freien Fuß gesetzt worden sind.

AUSGEFRAGT

Im Auftrage der niedersächsischen Staatskanzlei hat die Frankfurter Firma »Basisresearch« Anfang des Jahres Arbeitslose zu ihrer politischen Einstellung wie auch der Mitgliedschaft in Gewerkschaften befragen lassen. Die Befragung geschah mit wohlwollender Unterstützung des Arbeitsamtes Oldenburg und versprach Teilnehmern Geldpreise im Rahmen einer Verlosung von bis zu 1000 DM.

Die Grünen im niedersächsischen Landtag haben diese Befragung zum Gegenstand einer kleinen Anfrage gemacht. Ihr Fraktionsvorsitzender Jürgen Trittin (Göttingen) will von der Landesregierung wissen, welche Ziele sie mit dieser »politischen Motivationsforschung« verfolgt und wem die Ergebnisse dieser Befragung zur Verfügung zugänglich sein werden. Ihm lagen Informationen vor, wonach zu den materiellen Problemen, zu Fragen der Weiterbildung nur am Rande und pauschal gefragt worden sei. Stattdessen dominierten Fragen wie »Welcher Partei trauen Sie am ehesten die Lösung der Arbeitslosenprobleme zu? Wer löst die Probleme besser, Albrecht oder Schröder?« Trittin verwies abschließend darauf,

daß »Basisresearch« auch die monatliche Umfrage der Staatskanzlei zu den Wahlabsichten der Bürger durchführe.

ZEHN MINUTEN BIS MANAGUA

Die 100-Millionen-Dollar schwere Unterstützung der Contra ist nur ein Teil der antisandinistischen Politik Ronald Reagans. Manöver mit Honduras und die Aufrüstung des »US-Gefechtsstandes« in Zentralamerika sind andere. Bereits im letzten November wurde bekannt, daß die US-Regierung ein Dutzend Kampfbomber »F-5 Tiger« an Honduras liefern will. Honduras wird als einziges Land Zentralamerikas solche Kampfflugzeuge besitzen. Bereits seit 1984 schickt die honduranische Luftwaffe Piloten zur Ausbildung in verschiedene US-amerikanische Schulungszentren.

Das leichte Überschallkampfflugzeug »Tiger« wurde in den 50er Jahren für den Export entwickelt und kann sowohl als Abfangjäger als auch als Jagdbomber eingesetzt werden, ist mit zwei 20-mm-Maschinengewehren bestückt und trägt an den Flügelspitzen Luft-Luft-Raketen »a-m-9«. Ferner kann es im Rumpf und in den Flügeln 3 500 kg Explosivstoff transportieren oder vier Luft-Boden-Raketen vom Typ »Bullup« mitführen. Am wichtigsten aber ist, daß dieses Flugzeug in keiner Weise zur Bekämpfung der Guerilla taugt. Damit wird die Behauptung hinfällig, es in der Counterinsurgency einzusetzen.

Die Reichweite beträgt mit Volllast 304 km. Praktisch bedeutet dies, daß die »Tigers« in Tegucigalpa starten, nach 10 Minuten Flugzeit Managua erreichen und es innerhalb weniger Minuten bombardieren können, um an den Ausgangspunkt zurückzukehren. Als Abfangjäger mit den Luft-Luft-Raketen eingesetzt, besitzt der »Tiger« einen Aktionsradius von 1580 km, und könnte ausgehend von Tegucigalpa einen Luftkampf über Kuba, Kolumbien oder Mexico führen und zur Basis zurückkehren.

BRAVO!

Die Niederländer trinken wieder mehr Milch, stellten Statistiker fest. Im vergangenen Jahr stieg der durchschnittliche Prokopfverbrauch um 0,2 auf 86,3 Liter.

Überemanzipiert.

AHA

Der Ausbildungsleiter der »Lufthansa«, Scheefer, zu der Forderung, auch Frauen zu Pilotinnen auszubilden: »Wir wissen auch, weiche Frauen als Pilotinnen auf keinen Fall eine Chance haben. Diese überemanzipierten Frauen fallen bei uns gleich raus - die mögen wir hier nicht. Die überschätzen sich, zeigen eine übersteigerte Selbstgefälligkeit. Da spürt man die aufkommende Feindseligkeit.« Diesen Äußerungen ließ die »Lufthansa« gleich Taten folgen. Von 200 Frauen, die sich zur Aufnahmeprüfung stellten, wurde keine einzige angenommen.

WERBUNG

Die blanko Faust allein reicht nicht: Mit Nacktfotos neben seriösen politischen Artikeln in ihren Zeitschriften versuchen Japans Gewerkschaften die Flaute bei ihrem Mitgliederstand zu überwinden. Sie hoffen, mit den Aktfotos vor allem junge Arbeiter anzulocken, die kein allzugroßes Interesse an herkömmlicher Gewerkschaftsarbeit zeigen. In Japan sind noch offiziellen Statistiken weniger als 30 Prozent der 58 Millionen Arbeiter gewerkschaftlich organisiert.

WIE BITTE?

Die höchste Auszeichnung des 22. Adolf-Grimme-Preises, die »Besondere Ehrung« des Stifters, des Deutschen Volkshochschulverbandes, ging in diesem Jahr an den Chefreporter des Bayerischen Rundfunks Dagobert Lindlau. In der Begründung heißt es:

»Das Medium verdankt ihm viel und vieles. Brillante Reportagen, die Entwicklung des politischen Magazins, couragiert-kompetente Kommentare und imponierende Beitrage zur Gesprächskultur im Fernsehen; Lindlaus Befragungen zur Person zeichnen sich aus durch Takt und Neugier, kritische Distanz und Freundlichkeit, Unerschrockenheit, Humor und Sensibilität. Lindlaus Reportagen klaren auf, ohne Zeigefinger, ohne Klagepathos. Sie sind gutes, nützliches, wirklichkeitshaltiges Fernsehen.«

ERFAHRUNGSSCHATZ

Der US-amerikanische Konzern ITT, der viele Formen der Überwachung und Kontrolle und Einflußnahme entwickelt hat - Chile war nur ein Land unter vielen, in dem der Konzern zeigte, wie praktische Politik auszusehen hat - präsentiert immer wieder einmal Ergebnisse seiner militärischen Forschungsabteilung auch auf dem zivilen Markt: jetzt ist es ein Fernseher mit einem integrierten Monitor, auf dem, beispielsweise, die Terrorszenen aus dem Kinderzimmer direkt ins gemütliche Wohnzimmer übertragen werden können... Falle von mutwilliger Zerstörung der Übertragungskamera sind absehbar. Konsequenz: eine elektronische Warnanlage, die es niemandem erlaubt, sich der Kamera zu nähern ohne sich der Gefahr eines Bonbonregens auszusetzen oder eines Gummibärchenhagels oder - für besonders schwere Falle - das Abstellen des Kindes zu riskieren.

VERKEHRTE WELT

Zwölf Merksätze zum Benehmen verschickte das Bundesinnenministerium an seine bei Auslandsvertretungen eingesetzten BGS-Beamten. Nachfolgend einige Zitate aus dem Knigge für die Jungs von der Sicherheit:

»Sei aufmerksam und pflichtbewußt, verschwiegen in dienstlichen Dingen, hilfsbereit und höflich! Halte Ordnung und Disziplin! Sei wahr und unbestechlich! Lügen ist gemein, Geschenke verpflichten.«

Ob Zimmermann selbst an diesem Text mitgewirkt hat, ist unbekannt. Weiter:

»Sei zurückhaltend im Alkoholgenuß! Genußsucht ist unwürdig. Alkohol mindert nicht nur die Leistungsfähigkeit, sondern auch das Urteilsvermögen ... « Und:

»Suche in der Freizeit nur solche Gaststätten auf, die in jeder Hinsicht einwandfrei sind und (der) dienstlichen Stellung nicht widersprechen«. Schwanz läßt grüßen:

»Zeige dich beherrscht im Umgang mit Mädchen. Männlichkeit beweist sich im Entsagen. Achte das andere Geschlecht. Bedenke, daß auch deine Mutter ein junges Mädchen war«.

Schlimmer noch:

»Sei schlicht und genügsam. Erziehe dich zur bescheidenen Lebensführung und Sparsamkeit. Hüte dich vor unüberlegten Zahlungsverpflichtungen, denen du nicht gewachsen bist, sie sind die Quelle unablässiger Sorgen. Meide den Verkehr mit zweifelhaften oder übelbeleumdeten Personen! Suche Anschluß an gleichgesinnte Kameraden, du gewinnst dabei!«

JOGGEN MIT GADDAFI

Auf ungewöhnliche Weise bringen die US-Soldaten der Hardt-Kaserne in Schwäbisch Gmünd ihren Kreislauf in Wallung. Beim Morgen-Jogging durch die Gemeinde ruft der Sergeant: A say Gaddafi«.(Ich sage nur Gaddafi). Ein GI antwortet: »You say, kill Gaddafi« (Du sagst, töte Gaddafi). Und denn brüllt die ganze Rambo-Schar: »Kill Gaddafi, kill Gaddafi!« (Töte Gaddafi, töte Gaddafi).

GRÜNE FRAUEN UND AIDS

Volkmar Sigusch, Herausgeber von OPERATION AIDS, wirft den Grünen vor, daß sie Aids für einen »ökologischen Verteidigungsfall« halten, und Ingrid Klein, Redakteurin dieses siebten Sonderheftes der Reihe SEXUALITÄT KONKRET, fragt sich, warum die grünen Frauen zu Aids schweigen. Marieluise Beck-Oberdorf, Grüne, einstige MdB, erklärt das:

Vorwurf Nr. 1:

Eine mittelalterlich anmutende Aids-Hetze ist in den hessischen Strafvollzugsanstalten auch unter einer rot-grünen Koalition möglich. Wo bleiben Die Grünen, die dem Regiment von HTLV-3-Zwangstest, grellroten Gummihandschuhen und Wörtern und grausamer Isolierung von Häftlingen entgegenzutreten? Ich möchte an dieser Stelle über die Einwirkungsmöglichkeiten grüner Koalitionäre auf ihre sozialdemokratischen Kollegen raisonnieren, aber es ist keine Frage, daß hysterische Wörter die Grausamkeit von Knasten noch erhöhen, daß ärztliche Schweigepflicht auch ins

Gefängnis gehört und daß es den Gefangenen selbst überlassen bleiben muß, ob sie Ober eine mögliche Infizierung via Test Oberhaupt Bescheid wissen wollen.

Vorwurf Nr. 2:

Herbert Rusche, Grüner, MdB und explizit als Schwuler auf die Liste gestellt, stimmt ein ins Konzert der Aids-Hysteriker, plädiert für »Safer-Sex«, und weder seine Partei noch die grünen Frauen haben sich dieser Kampagne entgegengestellt.

Ich gebe zu: Die Tendenz war da, Herbert Rusche als Betroffener einfach gewahren zu lassen und zugleich das Problem Aids auf ihn abzuschieben, denn es ist ungeheuer schwierig, zwischen dem Frohlocken der Spießer und der Verharmlosung der Aids-Gefahr einen eigenen Weg zu finden. Herbert Rusche hat es versucht. Er selbst kämpft gegen die Diskriminierung der Homosexuellen, das wird wohl auch KONKRET nicht bestreiten. Er hat auch nicht den Abschied von Promiskuität gefordert, sondern wenn er »Safer Sex« propagiert, dann wegen der verständlichen Angst von Homosexuellen, deren persönliche Gefährdung, auch bei noch recht ungesicherten Kenntnissen -über diese Krankheit, nicht zu leugnen ist.

Natürlich hat Volkmar Sigusch recht, wenn er behauptet, daß Sexualität die sich zwischen verordneter Sanftheit, Gummi, Hygiene und Vorsicht bewegt, keine mehr ist. Nicht unbedingt Hygiene, aber Gummi, Manipulation und Vorsicht bestimmen jedoch einschränkend oft das Liebensleben von Männern und Frauen, sofern sich die Frau weder Pille noch Spirale zumuten mag. Angesichts ganz mies entwickelter Verhütungsmittel gilt noch wie vor für alle Paare, trotz der genannten Einschränkungen einen Weg zu Lust und Sinnlichkeit zu finden, es sei denn, der Mann befriedigt rücksichtslos seine Bedürfnisse. Dann bleiben die Folgen für die Frau alleine zu tragen.

Ich gehe davon aus, daß jeder Schwule für sich selbst entscheiden muß, wie er Risiko und uneingeschränkte Sexualität gegeneinander abwägt; aber ebenso, wie ich erwarten würde, daß ein Tripperinfizierter mich über seine Krankheit informiert, bevor ich mit ihm ins Bett gehe, so halte ich diese offene Art, mit Aids umzugehen, für unverzichtbar. Wie weit Partner oder Partnerinnen dennoch gehen möchten, ist dann ihre Entscheidung.

Vorwurf Nr. 3:

Die grünen Frauen, die Feministinnen, sind weggetaucht, obgleich der Ruf nach verschärfter Monogamie und die propagierte Sauberkeit in der Sexualität auch sie betrifft, weil die kleinbürgerlichen Moralisten, die jetzt das rollback gegen die Liberalisierung der Sexualität einläuten, gerade auch den Frauen, den Feministinnen an den Kragen wollen.

ich gebe zu, daß eine gewisse Hilflosigkeit gegenüber dem Phänomen Aids, zwischen dem Risiko einer vielleicht tödlichen Erkrankung und dem Rückfall in die Prüderie sich entscheiden zu müssen, zu unserem Schweigen geführt

Monogamie aus Furcht vor Ansteckung kann im Ernst nicht zur Richtschnur werden. Hysterie gegenüber einer bisher weitgehend unerforschten Krankheit muß bekämpft werden. Besonders wenn sie neue irrationale Ängste mit Lust und Sinnlichkeit verbindet, Ängste, die wir gerade mühselig abzulegen begonnen haben.

Aber das Recht zu persönlicher Vorsicht bleibt, so wie es in jeder Beziehung zwischen zwei Menschen ein Gebot des Anstandes ist, über mögliche Folgen des sexuellen Kontaktes zu sprechen.

BLADES SINGT MARQUEZ

Auch eine Art, Literatur unters Volk zu bringen: ab Anfang nächsten Jahres werden frühe Erzählungen von Gabriel Garcia Marquez aus dem Band »Die Augen des blauen Hundes« in Salsa-Manier aus den Getto-Blastern in Lateinamerika und anderswo dröhnen ' Rubén Blades, Komponist, Poet und Sänger aus Panama, hat acht Vertonungen der Erzählungen aufgenommen.

Blades, der für die nächsten Präsidentschaftswahlen in Panama kandidiert, wird über Pfingsten auf dem SDAJ-Festival der Jugend m Dortmund zusammen mit Jimmi Cliff ein Solidaritätskonzert »Freiheit für Nelson Mandela« bestreiten.

MENSCHEN-LANDSCHAFTEN

Die szenische Inszenierung »Menschenlandschaften« mit Texten von Brecht, Heiner Müller, Wallraff, Richard Hey, Nazim Hikmet wird zu folgenden Terminen aufgeführt: 4.5. um 17 Uhr in der Nähe der Hindenburgkaserne in Augsburg; 5.5. um 19 Uhr bei der Moll-Kaserne im Westend in München; 7.5. um 19 Uhr im Goldenen Saal auf dem Reichsparteitagsgelände in Nürnberg; 10.5. um 19 Uhr in der Passionskirche in Kreuzberg in Westberlin.

OSKAR FÜR FRAUENFILM

Noch in diesem Jahr soll in Saarbrücken das 1. Frauenfilmfestival, das sich vor allem die Förderung von Erstlingsfilmen zum Ziel gesetzt hat, stattfinden. Gesucht werden Erstlingswerke aus den Bereichen Spiel- und Dokumentarfilm ab 1980 (Mindestlänge 60 Minuten). Teilnehmerinnen haben die Chance, den ersten SAAR-OSKAR der Filmgeschichte in Höhe von DM 2000,- zu erhalten, der vom Stifter, Oskar Lafontaine überreicht wird.

Kontaktadresse: Margit Bracker, Philippinenstr. 21, 6600 Saarbrücken, Tel. 0681/54013.

KUNST AM KEGEL

Frankfurt, postmodernes Exerziergelände, hat ein neues Kulturzentrum - die Schirn: Ein monströses Beieinander sogenannter sprechender Baukörper. Gerald Kienast hat herausgefunden, daß bei dem Pallaver auch etwas ganz anderes hätte entstehen können

Die unaufhaltsame städtebauliche Erneuerung des Frankfurter Innenstadtbereichs, der nach dem Willen der Planer wieder zum Stadtkern werden soll und damit zwangsläufig die Stadtteile vernachlässigt, was, zieht man das Münchner Beispiel heran, ganz im Sinne konservativer Kulturpolitik ist, wurde um ein architektonisch aufregendes Ensemble bereichert. Es ist die Krönung des »neuen« Frankfurt und eines Jahrzehnts städtebaulicher Fehlplanung und architektonischer Mißgriffe.

Bereits vor einigen Jahren hatte man in einem brutalen Akt architektonischen Illusionstheaters den Römer-Vorplatz durch den Bau einer der bombenzerstörten Altstadt nachempfundenen Disneyland-Fassade 'geschlossen'. Nun zieht sich von deren Rückseite bis zum Domportal ein spitzgiebliger Beton-Schlauch, unterbrochen von einer glasgedeckten Rotunde und bereichert um eine seitlich angebrachte, auf vier Betonsäulen ruhende Dachplatte, deren einziger Sinn darin zu bestehen scheint, den Blick von der gläsernen Eingangshalle zum mittelalterlichen Dom zu verstellen. Dieser hochbeinige »Tisch« gibt den Frankfurtern ein Rätsel auf. Es ist schnell gelöst, wenn man die Geschichte der Römerberg-Bebauung bzw. der als Kunsthalle bezeichneten und »Schirn« genannten Mißgeburt zurückverfolgt.

Zuständig für die erste Planungsphase war nicht das Kulturdezernat, sondern das städtische »Sport- und Bäderamt«, das den Bau einer dreispurigen Kegelbahn mit den dazugehörigen Wirtschaftsräumen in Auftrag gab. Um den Charakter einer Sportstätte zu unterstreichen, aber auch um die Mittel für »Kunst am Bau« unterzubringen, wurden die Architekten beauftragt, eine überdimensionale, leicht verfremdete und begehbare Tischtennisplatte an das Gebäude anzuhängen.

Erst in der zweiten Phase ging die planerische Zuständigkeit an das Kulturdezernat über. Ausgelöst wurde der lautlose Übergang durch den Streit über die Nutzung des Rotunden-Baus, in dessen Erdgeschoß ursprünglich ein Schwimmbecken eingelassen werden sollte. Die Planer hatten jedoch übersehen, daß die Dimensionierung des Bauwerks durch das Bauareal begrenzt ist. Ein Schwimmbecken hatte einfach keinen Platz unter der gläsernen Kuppel - und erst recht keines, das olympischen Anforderungen entspräche - eine Vorgabe, die angesichts der Absichten des CDU-Stadtrates, sich um die 'Olympischen Spiele' zu bewerben, berücksichtigt werden mußte.

Der Vorschlag einer 'alternativen' Architektengruppe, über dessen Ernsthaftigkeit man sich allerdings in der Frankfurter Lokalpresse stritt, leitete dann die Umfunktionierung von der Sport - zur Kulturstätte ein. Die Architekten schlugen nämlich vor, es bei einem symbolischen Becken zu belassen, durch das sie die Wasser des nahegelegenen Main zu leiten gedachten. Die Pointe ihres Vorschlags: Frankfurt hatte damit das erste »Geruchsmuseum« der Welt und zugleich einen städtebaulichen Kontrapunkt zum an der Sachsenhauser Mainseite gelegenen »Museumsufer«.

In der Frankfurter »Szene«, die mit diesem Vorschlag nach Vorstellung der Architekten in das Projekt eingebunden werden sollte, fanden diese Alternativplane durchaus Anklang. Allerdings schlug ein Szeneblatt vor, das Mainwasser nicht einfach auf Museumshöhe zu entnehmen, sondern weiter mainabwärts jenseits der Höchster Farbwerke und von dort in das Museumsbecken zurückzupumpen. Positiv aufgenommen wurde dieser Vorschlag - zur allgemeinen Überraschung- von der »Industrie- und Handelskammer«, deren Chemie- und Pharmalobby, wie das bereits erwähnte Szeneblatt schnell herausfand, sich von ganz anderen als städtebaulichen Überlegungen leiten ließ. Würde man nämlich das zurückgepumpte und durch das Museumsbecken geleitete Mainwasser auf Museumshöhe wieder in den Fluß zurückleiten, dann ließe sich anhand von Wasserentnahmen nachweisen, daß die Gifte, für die man bisher den Höchster Chemiemulti verantwortlich machte, bereits oberhalb der Höchster Zuspülungen nachweisbar sind. Die umweltpolitischen Konsequenzen dieser trickreichen Maßnahme kann man sich leicht ausrechnen. Vor allem in der Bilanzbuchhaltung der Farbwerke.

Stadtverwaltung und Baubehörde stiegen zu keinem Zeitpunkt auf diese Diskussion ein. Sie hatten aber mit dem Vorschlag, ein Geruchsmuseum zu bauen, das richtige Stichwort, um von der sportlichen Nutzung des Gebäudes abrücken zu können.

Was dann folgte, ist bekannt und seit einigen Wochen zu besichtigen. Die so entstandene Kunsthalle darf als Meilenstein in der Geschichte der Museumsarchitektur gelten - ein Verdienst, das den Planern allerdings nur zugefallen ist. Die

Museumskonzeption ist zwingend.

Man betritt die Eingangshalle, in der eine Cafeteria untergebracht ist, hinter deren Tresen ein bildschöner Junge steht - was man gerade in einer Kunsthalle nicht übersehen sollte - und gelangt von dort in den (eiskalten) Rotundensaal, den man auf dem Weg in die Vorhalle passieren muß. Dann die Treppe hoch, zweiter Stock links und 'als gradaus' mit dem Kopf bis zur Stirnwand. Dann denselben Weg zurück. So zwingend einfach war eine Kunsthalle noch nie zu begehen.

Der Besucher kann natürlich nicht übersehen bzw. übergehen, daß die neue Halle - Gang beschreibt besser, was er vorfindet - ein von der Nutzungsänderung erzwungener Kompromiß ist. Eine Kegelbahn ist nun mal mehr auf Lange denn auf Breite angelegt. Problemlos ließen sich dagegen die unter der Kunsthalle angelegten ehemaligen Umkleidekabinen nutzen. Sie werden jetzt von der 'Jugendmusikschule' als Übungsräume benutzt.

Frankfurts Stadtverwaltung steht zu ihrem Kompromiß. Sie zeigt ihn vor. Die Eröffnungsausstellung »Die Maler und das Theater im 20. Jahrhundert« war denn auch ein sowohl sportliches wie künstlerisches Ereignis. Die Veranstalter haben sich nicht damit begnügt, einfach nur Bühnenbild- und Kostümentwürfe an die Wand zu hängen, sie bauten zusätzlich Objekte und Modelle mitten im Raum zu einem Parcours auf, der die Besucher zu einem Museumsslalom zwingt. Großformatige Bilder und überdimensionale Objekte lassen sich nur mit dem Rücken an der Wand betrachten, wobei man mangels Abstand möglicherweise das eine oder andere Detail übersieht. So habe ich erst aus dem Katalog erfahren bzw. rekonstruieren können, daß in der Ausstellung auch ein bewegliches Bühnenprospekt von Jean Tinguely zu besichtigen war. Mir waren nur einige Schwungräder in einer Stahlkonstruktion aufgefallen. Ebenso sind mir die Bühnenfiguren von Jean Dubuffet entgangen, die ich nur aus der Nahe und deshalb undeutlich wahrgenommen habe.

Wer partout seine Einstellung zu Kunstwerken selbst bestimmen will und den Abstand, in dem er sich ihnen nähert bzw. von ihnen entfernt, sollte das in die Architektur eingebaute demokratische Moment nicht übersehen. Nahe und Ferne werden durch die Museumsarchitektur begrenzt. Aber für alle. Darüber sollten gerade die nachdenken, die noch immer nicht verstanden haben, wie der sozialdemokratische Kulturdezernent Hilmar Hoffmann seine kulturpolitischen Vorstellungen dem CDU-Stadtrat listig unterschiebt. Nur die Tischtennisplatte steht jetzt etwas verloren im Baugelände. Es fehlt an Sinngebung. Doch wird, wie der 'Frankfurter Rundschau' zu entnehmen ist, in der Kulturbehörde an einem Begründungszusammenhang bereits gearbeitet.

BÜCHER

Heute wird Daumier gehängt. Mit Vorliebe an die Wände linker Anwaltskanzleien. Daß er mehr und besseres verdient, als die Karriere bundesdeutscher Juristen zu flankieren, belegt ein Ausstellungskatalog, der gerade erschienen ist: **André Stoll (Hrsg.): Honoré Daumier - Die Rückkehr der Barbaren, Christians, DM 68,-.** Wenn auch die Texte des Bandes vieles strukturalistisch verschwafeln, so kann man sich doch an den 700 Abbildungen schadlos halten. Daumier war ein Handwerker. der die Zeichnung revolutionierte, ein Klassizist, der die Formen sprengte. Ereignis und Darstellung waren sich naher gekommen, seit Erfindung des Steindrucks und so gab es bald keinen Skandal, der nicht binnen Stunden von den Lithografen kommentiert worden wäre. Louis-Philippe, der Bürgerkönig, war ein solcher Skandal. Daumier verwandelt den Nutznießer der Juli-Revolution in eine Birne und malt - wovon Staeck nicht zu träumen wagt - die verhaßten Minister an den Galgen. Als die Zensur ihm auf den Leib rückt, verlegt er die Schauplätze seiner Zeichnungen ins Ausland und zeigt weiter Frankreich. Ohne je verschwommen zu sein, halten seine Bilder alles im Fluß. Selbst den Tod hat er lebendig gemacht. Sein Credo: »Ich bin besessen von meiner Zeit«.

Mehr ins Absolute gehen da schon die Texte eines deutschen Dichters, des »Genie du Mal« Gottfried Benn. Was allerdings jetzt die Ehre hat, in Cotta's Bibliothek der Moderne ediert zu werden, hatte besser, einen Schriftgrad kleiner, in den Anhang der Werksausgabe gehört: **Gottfried Benn/Max Rychner, Briefwechsel 1930/1956, Klett-Cotta, DM 19,80.** Denn mustergültig ist, was dieser Band versammelt, bloß insofern, als es zwei Klassiker der Verlogenheit präsentiert. Statt sich zu sagen, was sie voneinander halten, fallen die beiden über Jahre hinweg voreinander auf die Knie. »Ihr aufrichtig und verehrungsvoll ergebener Gottfried Benn« -»Grüßend, gedenkend, stets ergeben der Ihre, Max Rychner«. Mühsam aber perfekt verbirgt Benn seine Gereiztheit. Die renitente Zudringlichkeit des Kritikers bewundert er als »stabile Mentalität«. Und während Rychner unterwürfige Briefe an den »Meister« schreibt (»Bitte empfehlen Sie mich der Ihren aufs angelegentlichste«), verreißt er dessen Arbeit unter Pseudonym.

Da wird, wer sich für Benn als eines Vertreters der Moderne interessiert, auf die **Gesammelten Werke in der Fassung der Erstdrucke (5 Bände, Fischer, je DM 19,80)** zurückgreifen müssen. Brecht übrigens, eine Gott heit, bei der ich mir gern ein erstes Vorurteil leihe, lobte, auch wenn er Benn nicht mochte, doch dessen »schöne Sprache«. Und daß er ihn nicht mochte, lag wohl teils daran, daß der eine Gott halt keinen anderen neben sich dulden darf. Jedenfalls schien es Tucholsky,

als seien die beiden die »größten lyrischen Begabungen Deutschlands«. Grund genug, sich gegen den journalistischen Obskurantismus, den uns der hundertste Geburtstag Benns jetzt beschehren wird, durch Kenntnis des Werks zu wappnen.

Franz Fühmann war verrückt und seine Wahrnehmung war es auch. In den letzten Jahren seines Lebens ist er immer wieder auf eine Formel Gottfried Benns zurückgekommen: »Übernehmen Sie ruhig die Aufgabe einer Teilfunktion, die aber versorgen Sie genau.« Was ja, befolgte man den Rat, auf eine allseits reduzierte Persönlichkeit hinausläuft. Daß solche Reduktion, solche Verrücktheit Erstaunliches zutage fördert, zeigen die ersten Veröffentlichungen aus dem Nachlaß Fühmanns. **(Die Schatten, Hoffmann und Campe, DM 29,80).** Immer auf der Suche nach einer Geschichte, nach dem Zugang zu ihr, entdeckt Fühmann die Sensationen des Alltags. Daß er tief hinabsteigt, in ein Bergwerk zum Beispiel, in seine Kindheit und in die Antike, macht sein Schreiben gefährlich. Von Fühmann laßt sich lernen, wie teuer Dichtung erkauft sein muß, damit sie den Namen verdient. Es liegt wohl nicht zuletzt an seinem durch und durch erotischen Verhältnis zur Welt, daß es gerade die Frauenfiguren sind, die uns eine Ahnung vom menschlichen Menschen vermitteln. Für die Geschichte von »Amnon und Tamar« jedenfalls werfe ich gerne einen Stapel feministischer Halbheiten weg. Und den Theologen möchte ich sehen, der es fertigbrachte, nochmal ähnlich Kluges Ober das Buch der Bücher zu schreiben, wie Fühmann in seinem vierzigseitigen Nachwort zur Leipziger Reclam-Bibel. Er war halt ein Unbefugter, und die haben, sagt Marx, unsere Literatur gemacht.

Von der Bibel ist auch die Rede in einem der ältesten Texte von **Anna Seghers (Die Toten der Insel Djal, Aufbau, DM 9,90),** einer Sage, die zum ersten Mal 1924 in der 'Frankfurter Zeitung' gedruckt wurde und die erst jetzt wieder greifbar ist. Schon dieser frühen Erzählung liegt das komplexe Realitätsverständnis zugrunde, das die Seghers 1973 so formuliert: »Nicht nur, was man greifen und schmecken kann, auch Phantasie und Träume gehören zur Wirklichkeit. Unser heutiges, wirkliches Leben, wurde einmal erahnt.«

Wenn mich die Arbeiten eines Autors Ober lange Zeit nicht loslassen, möchte ich irgendwann wissen, unter welchen Bedingungen sie entstanden sind. Der Briefwechsel zwischen **Anna Seghers und Wieland Herzfelde (Gewöhnliches und gefährliches Leben, Luchterhand, DM 30,-)** gibt etwas preis, was die Autorin Zeit ihres Lebens nicht hatte preis geben wollen - jede Frage nach Privatem parierte sie mit dem Hinweis auf ihr Werk. Um Politik geht es kaum in diesen Briefen aus den Jahren des Exils. Es geht ums Überleben und mehr noch um die Schreiberei. Unter Umständen, die Andere, und nicht immer die Schwächsten, in den Suizid getrieben haben, kämpft die »freundliche Anna« um jede Zeile, um jedes Wort mit einer Zähigkeit und Bestimmtheit, die wahrlich von Selbstbewußtsein zeugt. Als es mit der Veröffentlichung des »Siebten Kreuzes« anfangs nicht so recht klappen will, ist sie zwar »bekümmert, aber nicht vermeckert. Ich bin zu selbstsicher, um nicht zu wissen, daß das Glück schon so oder so kommen wird, wenn auch nicht so rasch wie ich möchte.« Die Polizei war ihr gerade auf den Fersen und ihr Mann saß im Lager. Es tut gut, zu lesen, daß man auch in dunkleren Zeiten die Nerven hat behalten können.

KNAST-KUNST

Die 1985 in Hamburg gegründete »Kunstsammlung Hamburger Gefangener«, die sich für die Förderung der ungelenkten Knast-Kunst im öffentlichen Raum einsetzt, hat erstmals einen Kunstförderpreis ausgeschrieben. Aus den Knästen der ganzen Bundesrepublik können Originalarbeiten zum Thema Untersuchungshaft und Strafvollzug eingereicht werden. Zugelassen sind die Bereiche Malerei, Lyrik und Karikatur. Ausgesetzt wurden drei Sachpreise.

Wettbewerbsbedingungen können gegen Rückporto angefordert werden bei: Kunstsammlung Hamburger Gefangener (Kunstpreis) c/o Olaf Schroeder, Suhrenkamp 92, 2 Hamburg 63.

NEUSEELAND KOMMT

In Europa fand i n den letzten zwei Jahren zwar eine intensive Auseinandersetzung mit australischen Underground-Bands statt, die Entwicklung der neuseeländischen Musikszene jedoch wurde ignoriert. The Chills beispielsweise profilieren sich dort bereits seit 1980 als Schreiber charmanter, bisweilen naiv-verspielter 60er Beat-Perlen, wurden aber erst jetzt vom rührigen englischen Creationabel aufgespürt. Die erste »Chills«LP »Kaleidoscope World« (Creation LP 008 BRD-Vertrieb: Rough Trade) versammelt acht Songs, die die Band zwischen 1981 und 1984 in Neuseeland veröffentlichte. Wohlgemerkt: eine schlichte 60er Gitarrenband sind die Chills nicht, bei »Satin Doll« fühlt man sich sogar on Pink Floyd in der »Piper At The Gates Of Dawn«-Phase erinnert.

AUFGEPASST

Die Verleger schlagen jetzt zurück: nachdem bislang die Verlage »wegen des zu hohen Aufwands« auf eine gerichtliche Verfolgung von Schnorrern verzichtet hatten, zögerte der Verlag C.H. Bock nicht: er erstattete in Westberlin Strafanzeige gegen einen von 36 den Verlagen namentlich bekannten Schnorrern, deren Arbeit darin besteht, bei den Verlagen vorwiegend teure Bücher als Rezensionsexemplare zu bestellen, um sie dann rasch an Antiquariate zu verkaufen. Bekannt ist der Fell eines Mannes, der sich innerhalb eines Jahres Bücher im Gesamtwort von ca. 60.000 DM zuschicken ließ. Das ist doch ganz schön.

BEUYS ZIEHT AN

Kaum unter der Erde, steigen auf Erden die Preise für die Werke des Düsseldorfer Künstlers deutlich an. Multiples, die 1972 und auch lange danach noch gerade für 110 Mark angeboten worden waren, worden jetzt für bis zu 6000 Mark gehandelt. Zeichnungen, die 1985 noch zwischen 18 000 und 25 000 Merk gekostet haben, liegen nun bei mindestens 30 000. Die Edition Staeck, die seit einiger Zeit Auflagenobjekte von Beuys vertreibt, ließ neue Preislisten drucken. Billiger wurde nichts. Das zweiteilige Beuys-Objekt »Mit Schwefel überzogen« Zinkkiste (tamponierte Ecke)« kostet jetzt 4 800 Mark. Vor einem Jahr lag der Preis noch 2 700 Mark niedriger. Unverändert ist allein der Preis für die Eichen geblieben, die Beuys seit der documenta 7 gegen einen Betrag von 500 Mark anpflanzte. 7 000 Eichen sollten es worden. 300 fehlen noch. Die nächste documenta findet im nächsten Jahr statt.

WORTLAUT

Als Heiner Müller auf dem V. Kongreß der Theaterschaffenden der DDR eine knappe Rede hielt, vermeldeten hiesige Agenturen, er hatte sich ganz massiv gegen die Eingriffe der Zensur ausgesprochen und mehr FREIHEIT gefordert. Was er wirklich gesagt hat, ist in der DDR-Zeitschrift »Theater der Zeit« nachzulesen**.** KONKRET druckt es nach:

»Mozart galt vielen Zeitgenossen als Dissonanzenjäger, die Impressionisten waren Schmierfinken, die nicht malen gelernt hatten usw. usw. Gottfried Benn war kein Demokrat, aber er hatte recht, wenn er sagt: Über die 'Penthesilea' kann man nicht abstimmen, Kunst braucht Zeit und Vertrauen.

Dagegen steht Lenins 'Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser'. Lenin hat Tolstoi besser verstanden als Tolstoi, mit Majakowski konnte er nichts anfangen. Aber er hat daraus nicht die Konsequenz gezogen, daß Majakowski nicht gedruckt werden soll. Er hat Gorki lieber nach Capri geschickt als ihm den Mund zu verbieten.

Dramatik lebt aus Konflikten und nicht von Harmonien, 'sie kann nicht bequem sein. Es gibt das Problem der ersten Stücke: Titus Andronicus, Götz von Berlichingen, Die Räuber, Die Familie Schroffenstein, Dantons Tod, Herzog Theodor von Gothland, Baal, Lohndrücker, Kipper Paul Bauch, Die neuen Leiden des jungen W. waren, jedes Stück zu seiner Zeit, Ärgernisse. Der Rest steht auch in der Bibel.

Allerdings, und hier kann ich ein Unbehagen nicht verschweigen, das mich bei vielleicht zu flüchtigem Blick auf jüngste, nicht nur dramatische Texte befallt, waren die zitierten ersten Stücke frei von Larmoyanz und Resignation. Diese Freiheit vorausgesetzt, konnte und kann, meine ich, der böse Blick des Dramatikers - man macht es sich zu leicht, wenn man ihn als pessimistisch denunziert - den Zuschauer zum Kampf für eine bessere Welt motivieren.

Ich fürchte, daß die Larmoyanz und Resignation in neuen Texten auch ein Ergebnis zu früher Zähmung ist, die zu den problematischen Aspekten von Förderungs- und Genehmigungsverfahren gehört. Man wird nicht als Erwachsener geboren, und Talent - nach Goethe - ist verlängerte Pubertät.

Es ist nicht schwer, eine Ausnahmebegabung zu erkennen, schwerer schon, in jeder Gesellschaft mit ihr umzugehen. Eine keimende Begabung zu entdecken, ist Hebammenarbeit und braucht Talent und/oder Erfahrung. Mancher Keim stirbt vor der Blüte.

Eine Frage - oder wenn Sie so wollen, ein Vorschlag - an das Ministerium für Kultur: Warum ist es nicht möglich, uns Dramatiker in die Diskussion einzubeziehen, die Genehmigung oder Ablehnung von Stücktexten vorausgeht vielleicht sogar, wenn es sich um die Genehmigung oder Ablehnung unserer eigenen Texte handelt.

Neben dem mündigen Vormund für Zuschauer, für Schauspieler sollte der mündige Autor zugelassen sein. Ich gebe zu, wäre Goethe Kulturminister gewesen, hatten wir vielleicht Kleists 'Penthesilea' nicht, die er verabscheute. Die DDR verfügt über einen riesigen Fonds an künstlerischen Begabungen, aber wir sollten uns nicht mehr zuviel abkaufen lassen. Verluste auch an Saatgut sind nicht zu vermeiden in dem weltweiten Kampf um eine Weit ohne Krieg und Ausbeutung, der länger dauern wird, als wir. Wir sollten alle Kräfte mobilisieren, um diese Verluste so klein wie möglich zu halten.«

KEINE PARODIE

Federico Fellini erklärte, sein jüngster Film »Ginger und Fred« sei keineswegs eine Parodie auf das Fernsehen. Dies schon deshalb nicht, weil es vollkommen unmöglich sei, das zu übertreffen, was das Fernsehen in dieser Hinsicht selbst leiste. Seine Abneigung gegen eben diese Institution könne er zwar nur schlecht verhehlen, doch eines mache ihm großen Spaß: Er liebe es, mit seiner Fernbedienung zu spielen und sich ein eigenes Programm aus den verschiedenen Kanälen zusammenzumischen. »Ich gestehe, daß ich dieses Vermengen der Bilder mag, das entsteht, wenn man das Programm wechselt. Diese vibrierende Energie wird zum Anschein wirklichen Lebens. Hierin liegt für mich das Mysterium des Fernsehens.«

ALI ALS WALLRAFF

Unbemerkt von der Öffentlichkeit wurde in Wien ein Türke verhaftet, der, als Wallraff verkleidet, entgeltlich Lesungen aus dem letzten Werk dieses Schriftstellers hielt, vorsichtshalber ohne große Ankündigungen und nicht in der City. Bis dorthin aber pflanzte sich das Gerücht fort, Wallraff trete, fernab jeden Rummels, in der Wiener Vorstadt auf, was seinen Ruhm in der Wiener Szene, die nichts liest, aber auf aparte Auftritte Wert legt ' ungeheuer mehrte.

Das wiederum machte einen Staatsanwalt stutzig, der sogar gegen Gerüchte aus der Künstlerwelt allergisch ist, seit er das Pech hatte, einem Schriftsteller-Prozeß zugeteilt worden zu sein und deshalb Literatur lesen zu müssen. Erging also zu einer Lesung; und ließ den Türken vom Fleck weg verhaften. Mit der absurden Begründung, der Türke sei des Deutschen nicht mächtig, er habe stümperhaft den Stil einer Illustrierten imitiert und so den Namen eines bekannten Schriftstellers in den Schmutz gezogen. Vor dem Untersuchungsrichter stellte sich heraus, daß der Türke schon seit zwei Jahren in Wien lebt und das Deutsche zumindest so gut beherrscht, daß er am Originaltext etliche Verbesserungen vornehmen konnte.

Michael Scharang

HENNY PORTEN

Henny Porten, deutsche Filmschauspielerin (1890-1960): Immer wieder hat sie den Typ der blonden, deutschen, treusorgenden Frau gespielt; sie war die personifizierte Standardausgabe des ewig Deutsch-Weiblichen, von 1910 bis weit in die Nazizeit. Anläßlich einer Berlinale- Retrospektive ist jetzt Ober sie ein Buch erschienen (»Henny Porten«, von Helga Belach, Haude & Spencer, Berlin 1986, 20 DM). Der Band liefert ein mosaikmäßig zusammengesetztes Lebensbild. In den chronologisch erzählenden Text von Helga Belach sind autobiographische Texte der Porten, Texte von Kritikern und Bewunderern, von Journalisten und anderen Zeitgenossen sowie Essays eingebaut. Das ist äußerst geschickt gemacht und funktioniert überraschend gut. Unaufdringlich bekommt man Einblicke in (film)ökonomische, politische und ästhetische Zeiterscheinungen und -entwicklungen, auch wenn die Person Henny Porten, ihre Arbeit, ihre Liebe zum Film im Mittelpunkt steht.

Konkret 05/86, S. 55

Germaine Greer

Frauen in Kuba

Mit Lilie und Kalaschnikow als Heldinnen der Revolution, im Alltag Opfer des Machismo? Eine Reportage von Germaine Greer über die Situation von Kubas Frauen jenseits der Klischees

Meine Ankunft fiel dem 4. Kongreß der FMC, der Föderation kubanischer Frauen, zusammen. Reklametafeln und Plakate kündeten in ganz Havanna davon. *Toda la fuerza de la mujer en el servicio de la revolucion:* Alle Macht der Frau in den Dienst der Revolution. Das Emblem war eine Montage im Art Nouveau Stil aus Kalaschnikow-Gewehren und Mariposa-Lilien. Weder das eine noch das andere Symbol konnte mich begeistern. Im flutlichtbeleuchteten Ausstellungspavillon auf der Rampa waren die Heldentaten von Frauen präsentiert. Auf einer Reihe Fernsehapparaten liefen Farbvideos über die Geschichte der Kubanerinnen, und in einer Anzahl Nischen war alles dargestellt, von den Methoden zur Brustkrebserkennung bis zu Parfums und Lockenwicklern. Frauen, deren Hinterteile die Stretchhosen zu sprengen drohten, stöckelten auf 10 cm hohen Absätzen, auf ihre *companeros* gestützt, durch die Ausstellung. Fingernägel und Gesichter waren grell angemalt, die Haare eingedreht, gebleicht, gefärbt und getönt. Die Kleider, einschließlich BHs, waren stets ein bis zwei Nummern zu klein, überall quoll Fleisch hervor. Die meisten Leute eilten an den aufschlußreichen Exponaten vorüber dorthin, wo ein geschminktes, gelacktes und geschnürtes Trio sich zuckend durch eine erotische Rhumba quälte. Beim Anblick einer unbegleiteten Frau machten die solo anwesenden Männer *psst!psst!* und winkten mich heran als sei ich ein Hündchen.

Am nächsten Tag holte mich meine Begleiterin vom Ministerium für auswärtige Beziehungen (MINIREX) zur ersten Sitzung des FMC-Kongress im Palacio de Congresos ab. Die Sicherheitsvorkehrungen waren streng. Man führte mich im Hintergrund des riesigen Auditoriums in eine Pressebox ohne Simultanübersetzungsanlage. Fürs erste hatte ich den Eindruck, daß Kuba fest entschlossen war, mich wenig sehen und noch weniger verstehen zu lassen.

Der ganze Tag wurde auf die Lesung des *informe central,* des 157 Seiten starken offiziellen Kongreßberichtes, verwandt. Die Vortragende war Vilma Espin, die Präsidentin der FMC, stellvertretendes Mitglied des Politbüros, Mitglied des Zentralkomitees der kommunistischen Partei und Ehefrau von Raul Castro, Fidels Bruder. Sie las korrekt und ruhig, eine beherrschte, matronenhafte Gestalt, die man nur schwer mit dem schlanken Mädchen in Verbindung bringen konnte, das während der *lucha clandestina,* der Untergrundkämpfe, die medizinische Versorgung organisiert und mit den Guerillas in der Sierra Maestra gekämpft hatte. Ich bemerkte bedauernd, daß sie nicht gerade eine brillante Rednerin sei. »Sie muß uns nicht beeindrucken« antwortete eine Delegierte. »Wir kennen sie. Sie ist unsere Vilma.«

Neben ihr auf dem Podium, in der ersten Reihe der zahlreichen Amtsträger, saß Fidel Castro und las still in dem Bericht. Ich erwartete, daß er eine formelle Erklärung abgeben würde, wie es bei einem totalitären Führer üblich ist, der sich pro forma bei dem Frauenverein blicken läßt, bevor er zu dringenderen Staatsgeschäften entschwindet. Doch zu meiner Überraschung blieb er den ganzen Tag ruhig sitzen, las, strich sich den Bart, hörte nachdenklich zu. Am nächsten Tag war er wieder da. Als eine Delegierte sich wortreich über die Diskriminierung der Frauen am Arbeitsplatz ausließ, rief eine Männerstimme dazwischen: »Da liegt der Hase im Pfeffer Das Recht der Frauen auf Arbeit!« Ich sah mich um, neugierig, wem diese sanfte, helle Stimme gehörte. Es war Castro; ich gewöhnte mir bald schon an, ihn zu nennen, wie alle Kubaner ihn nannten: Companero Fidel. Er saß ernst vornübergebeugt, jederzeit bereit, bei der Debatte mitzureden, nicht als Diskussionsleiter, sondern als Teilnehmer. Vielleicht lag es an ihm, daß die Debatte zwangloser und spontaner wurde.

Die Delegierten meldeten sich durch Handheben zu Wort, schilderten präzise die Problematik des Rechts auf Arbeit. Die Frauen verwehrten sich dagegen, daß von ihnen am ehesten erwartet werde, sich wegen der Verantwortung für die Familie vom Arbeitsplatz zu entfernen. Fidel bestätigte, daß die Männer sich nach wie vor weigerten, ihren Anteil an der Belastung durch Haushalt und Kinderbetreuung zu übernehmen, wie es im kubanischen Familiengesetz festgelegt ist. Die Frauen wiesen daraufhin, daß Frauen eher weniger am Arbeitsplatz fehlten als Männer, und keineswegs öfter. Fidel bestätigte die Ungerechtigkeit der Doppelbelastung der Frauen, und die Frauen verkündeten, sie würden nicht aufgeben. Manchmal übersah die Vorsitzende das Staatsoberhaupt, wenn er die Hand zur Wortmeldung hob. Hin und wieder widersprachen ihm die Delegierten, sie riefen lauthals »Nein, nein! «, manche buhten sogar.

Ich hatte mit Fidel! Fidel! Rufen gerechnet, aber auf das hier war ich nicht gefaßt. Ich dachte bekümmert an Margaret Thatcher und Indira Gandhi, die beide nicht zuhören konnten, vor allem, wenn ihnen jemand widersprach. Fidel machte immerfort Witze, er zog komische Vergleiche, forderte die Delegierten auf, konkrete, lebendige Beispiele zu liefern. Ihre sorgfältig vorbereiteten Erklärungen fielen in sich zusammen. Es stellte sich heraus, daß die Frauen den Männern nicht dasselbe Recht zur Entfernung vom Arbeitsplatz aus familiären Gründen zugestehen wollten, weil sie es mißbrauchen und die Zeit benutzen würden, um andere Frauen zu besuchen - das behaupteten die Delegierten zumindest -,und hiermit wurde auf einem öffentlichen Forum mit 1400 Teilnehmern einer der interessantesten Widersprüche in der kubanischen

Geschlechterpolitik aufgedeckt.

Wenn die Sitzungen zu Ende waren, sprangen die Frauen auf, wehten mit bunten Nylontüchern und Plastikblumen, die sie extra hierfür mitgebracht hatten, schlugen Maracas, Bongos, Congatrommeln und Glocken, klatschten in die Hände, sangen aus vollem Hals *Para trabajar, para estudiar, para defender nuestra libertad! Firmes con Fidel! Firmes con Fidel!* Für Arbeit, für Studium, für die Verteidigung unserer Freiheit! Haltet zu Fidel! Haltet zu Fidel! Hüften wackelten, Tücher leuchteten, Blumen wippten. Das Getöse donnert durch das weitläufige Gebäude und lockte auch die müdesten Kongreßorganisatoren aus ihren Büros, auf daß sie zusahen, wie die Frauen eine Schau abzogen, die jede Fußballhorde in den Schatten gestellt hätte. Sie waren so begeistertvon der Veranstaltung, von Fidel, vor allem aber von sich selbst-, daß ich vergaß, wie unförmig manche Frauen in ihren grellen, schlecht geschnittenen Synthetik-Kostümen und den ungesunden hohen Absätzen aussahen, die sie diesem Anlaß für angemessen hielten. Ich gab meine Überheblichkeit auf und ließ mich mitreißen.

Ich war erst wenige Tage da, doch schon spürte ich das Einmalige, Besondere an Kuba. Das untheatralische Auftreten, das mir bei Vilma und Fidel aufgefallen war, war eine Frage der Einstellung. Die Menschen verkauften sich nicht wie in einer Konsumgesellschaft. Das Leben war kein Kitschroman, sondern Realität. Konkurrenz oder Rufmord gab es nicht, niemand drängte sich ins Rampenlicht. Die Menschen sprachen nicht um zu überzeugen oder zu verblüffen, sondern um zu erklären. Unser lüsternes Interesse an intimen sexuellen Affären war ihnen fremd. Niemand wußte genau, wieviel Kinder Fidel oder Vilma hatten. Öffentliche Funktionäre wurden nach ihrer Leistung beurteilt, sie mußten nicht mit ihren Bettgenossinnen herumziehen und häusliche Seligkeit mimen. Ein Leben ohne Klatschmagazine und Reklame erschien mir wunderbar unbelastet. Es gab nichts Entsprechendes für Prinzessin Dianas neueste Garderobe oder Elizabeth Taylors letzte Hochzeit oder die Hämorrhoiden des amerikanischen Präsidenten.

Die Kubaner haben ein viel größeres Abenteuer zu bestehen, als Sex, Geschwindigkeitsrausch und Geld bieten können. Mit überragender Moral, auch wenn ihre Energie gelegentlich erlahmt, bewältigen sie den täglichen Hindernislauf, den das Leben in einem armen Land darstellt, dessen Fluch die unersetzliche Investition in eine einzige Feldfrucht - Zuckerrohr - ist, und das gestraft ist mit der Isolation durch das amerikanische Embargo, das ihm den einzigen billigen Versorgungshahn für all die Güter, die eine Einfrucht-Wirtschaft nicht produziert, zugedreht hat. Jeder Kubaner wird ihnen sagen, daß Unterentwicklung ebenso ein Charakteristikum von Herz und Verstand wie der Wirtschaft ist. In ihrem Ringen um die Entwicklung logistischer kommunikativer Fertigkeiten stoßen die Kubaner auf allen Stufen der gesellschaftlichen Organisation auf Unfähigkeit und Konfusion. Sie reagieren nicht mit Gereiztheit und Feindseligkeit, sondern mit Toleranz und Hilfsbereitschaft. Aufgrund der Rationierung, der begrenzten Vorräte an lebenswichtigen Waren und der Unzuverlässigkeit des Verkehrswesens (aus Mangel an Fahrzeugen und Ersatzteilen) gehört Schlangestehen zum täglichen Leben, doch die Kubaner drängeln sich nicht vor und passen auch nicht auf, daß es kein anderer tut. Sie haben vielmehr eine praktische Lösung für eine unerträgliche Situation gefunden: Wenn man zum *tienda* kommt, und es warten bereits 50 Personen auf ihre Ration Reis, Bohnen, Öl, Kekse, Obstsaft oder was sonst an diesem Tag verkauft wird, so fragt man einfach nach *el ultimo*, wer der letzte ist. Wenn der nächste kommt und dieselbe Frage stellt, kann man ohne weiteres weggehen, um andere Besorgungen zu machen, und zurückkommen, wenn die Schlange vorgerückt ist. Wer es nicht eilig hat, plaudert, kritisiert die Obrigkeit, flirtet und albert herum. Wenn man zurückkommt, winkt einen die Person, die hinter einem kam, auf seinen Platz. Dieses Spezialsystem erfordert Kooperation und Rücksicht auf andere, was man in reichen Ländern selten findet. Noch an meinem letzten Tag in Kuba, als ich meine Hotelrechnung bezahlen wollte und eine Schlange von 100 Leuten an der Rezeption vorfand, wäre ich fast in Panik geraten; ich dachte, mir bliebe keine Zeit mehr zu packen, weil ich ungefähr zwei Stunden schlangestehen müßte (wenn man die Durchschnittsgeschwindigkeit bei der Abwicklung solcher Tätigkeiten in Kuba zugrunde legt). Ich versuchte es jedoch mit *el ultimo* und ging inzwischen alles andere erledigen. Als ich hinunterkam, winkten mich die Hochzeitsreisenden, die nach mir gekommen waren, auf meinen Platz; jetzt waren nur noch vier Personen vor mir und ich war ehrlich beschämt, da ich vorher die Leute von der Hotelverwaltung angeschrien und wegen Unfähigkeit beschimpft hatte, während die höflich ein System empfahlen, das ich als hoffnungslos verdammte.

Dies alles hat nur scheinbar wenig mit Frauen und politischer Macht in Kuba zu tun. In Wirklichkeit hängt alles eng zusammen. Die Leute begegnen den täglichen Unbilden ruhig und kooperativ, weil sie spüren, daß nicht Korruption, Willkür oder Inkompetenz einer separaten herrschenden Klasse daran schuld sind, sondern daß es sich um Auswirkungen von Problemen handelt, unter denen eine 25 Jahre junge, mit einem Erbe von Unwissenheit, Krankheit und Armut belastete Nation zu leiden hat.

Bei allen Kämpfen Kubas standen die Frauen in vorderster Front. Während der *lucha clandestina*, des Untergrundkampfes, in der Sierra Maestra organisierten die Frauen die medizinische Versorgung und unterrichteten in den Schulen. Fidel hat stets anerkannt, daß die Guerillas in den 50er Jahren beim Aufbau der Untergrundorganisation ohne Hilfe der Frauen, die sie verpflegten, betreuten und schützten, keinen Erfolg gehabt hätten. Celia Sánchez, die mit Vorräten, Treibstoff und

Transportfahrzeug auf die Ankunft der Yacht *Granma* wartete, die Fidel 1956 nach Kuba zurückbrachte, wurde in den letzten Kriegsjahren seine Assistentin und nahm an mehreren Schlachten teil. Später arbeitete sie als Staatssekretärin der Revolutionsregierung.

Die kleinen Mädchen auf Kuba wachsen mit einer beachtlichen Reihe von Vorbildern auf, die bis 100 Jahre vor der Revolution zurückreicht: Rosa La Bayamesa, Hauptmännin im Unabhängigkeitskrieg, Paulina Pedrosa und Carolina Rodriguez, in den 1890er Jahren Anhängerinnen von Jose Martis Revolutionspartei, Emilia Rodriguez, in den 1920er Jahren Führerin der Partido Popular Obrero, und viele andere. Der Kampf bei der Absetzung Batistas brachte noch mehr hervor, so Lydia Doce und Clodorinda Acosta Ferrais, die erst 20 Jahre alt waren, als Batistas Polizisten ihre von Kugeln durchsiebten Leichen ins Meer warfen. Die ausschließlich aus Frauen bestehende Pelotón Mariana Grajales, im September 1958 gegründet und nach der Mutter des *maceo*, des Arbeiters, benannt, der den Revolutionskrieg von 1868-78 anführte, hielt eine der exponiertesten Stellungen auf der Schnellstraße von Havanna nach Santiago de Cuba und war an einem der erbittertsten Gefechte des Krieges beteiligt. Frauen kämpften in der Schweinebucht, Cira Garcia Reyes, Vorsitzende der regionalen FMC, ließ dort ihr Leben.

Am 23. August 1960 wurden die Frauengruppen, die während der Aufstände so viel geleistet hatten, offiziell zur Föderation der kubanischen Frauen, FMC, zusammengeschlossen. Über das ganze Land verteilt, sollten sie die Revolution festigen, indem sie die Passiven und Furchtsamen überzeugten, daß sie imstande seien, eine neue Gesellschaft aufzubauen. Bauersfrauen wie Nadividad Betancourt Matten führten Frauengruppen an, die in ihrer Region von Dorf zu Dorf zogen, um die Frauen zu politisieren. Die FMC gab den Anstoß zur Beseitigung des Analphabetentums in Kuba. Ihre Mitglieder arbeiteten überall auf der Insel freiwillig als Sekretärinnen in Bauernhütten und unterrichteten neue Freiwillige, die wiederum andere unterrichteten. Frauen kämpften für den Hauptschulabschluß, und als der Kampf gewonnen war, traten sie dafür ein, daß allen der höhere Bildungsweg offenstand.

Es wäre jedoch falsch zu glauben, daß es keinen Widerstand gegen die volle Eingliederung der Frauen in den Entwicklungsprozeß gegeben hätte. Viele Menschen bezogen ihre einzige Vorstellung vom guten Leben aus dem Beispiel des Kleinbürgertums; das Vermächtnis der Vergangenheit umfaßte zudem Männerarbeitslosigkeit, insbesondere in den sieben Monaten, wenn kein Zuckerrohr geschnitten wurde, während die Frauen sich abmühten, ihre Familien als Dienstmädchen, als Arbeiterinnen in der Tabakindustrie und durch Prostitution zu ernähren. Sklavinnen waren nicht vor brutalen Schikanen geschützt gewesen, deshalb waren nicht alle Kubanerinnen auf das Recht auf körperliche Arbeit erpicht. Es gab Widerstand gegen den Einsatz von Kämpferinnen in der Sierra, doch aus bestimmten Gründen, vielleicht wegen seiner Abhängigkeit von Melba Hernández und Celia Sánchez, bestand Fidel auf voller Beteiligung der Frauen am Kampf, Sieg und Ruhm. Bereits 1965 definierte er die Frauenbewegung als »Revolution innerhalb der Revolution«.

Die kubanische Geschlechterpolitik ist vielschichtig. Es sagt nicht genug, daß der Kubaner ein Macho, ja ein extremer Macho ist. Vieles läßt darauf schließen, daß, wie der kubanische Mann auch sei, seine Mutter mehr zur Entwicklung seiner Persönlichkeit beitrug als sein Vater. Ein Witz in einer kubanischen Mädchenzeitschrift bringt das Phänomen auf den Punkt. »Dein Freund ist ja ein fürchterlicher Macho«, sagt die eine. »Ja«, säuselt die andere, »welch ein Glück, nicht wahr?« Die kubanische Soziologie veröffentlicht keine psychopathologischen Untersuchungen des Alltagslebens, daher war es für die Besucherin schwierig, eine klare Vorstellung zu gewinnen von dem, was hinter der Körpersprache des männlich-weiblichen Umgangs steckt. Offiziell ist Kuba ein total heterosexuelles Land. es gibt keine Homosexuellenverbände, keine Alleinlebenden, keine alleinerziehenden Elternteile. Es werden keine Zahlen veröffentlicht, die die Realität hinter dieser Unmöglichkeit beleuchten, ebensowenig gibt es Zahlen über Vergewaltigung, Vergehen an Frauen oder allgemein mit Sex zusammenhängende Untaten. Nach Arbeitsschluß füllen sich die Straßen von Havanna mit Paaren, Hand in Hand schlendern sie, sich küssend und kichernd durch Coppelia (ein Komplex aus Pavillons und Gärten, der einen ganzen Häuserblock umfaßt und ausschließlich dem Verkauf und Verkehr von Speiseeis dient), oder sie nehmen eins der zahlreichen unentgeltlichen Freizeitangebote des Sozialismus wahr - Museen, Aquarien, literarische *tertulias* (Stammtische), Konzerte... Die Komplikation, die durch den bedenklichen Wohnungsmangel entsteht, meistert man auf typisch kubanische Art. Liebespaare, die allein sein wollen, können sich in *posados*, ebenerdigen Herbergen, zu annehmbaren Preisen, stundenweise ein Zimmer mit Bett und frischer Wasche mieten und sich Speisen und Getränke aufs Zimmer kommen lassen. Niemand stellt Fragen; die Paare können miteinander oder mit jemand anderem, ledig oder flüchtige Zufallsbekanntschaften sein. Das einzig Unangenehme dabei ist, daß es hier, wie überall in Kuba, eine Wartezeit gibt, manchmal drei bis vier Stunden. Die Paare sitzen im Wartezimmer, rauchen, schmusen, reden, bis die nächste Liegestatt frei wird. Wem geläufig ist, wie verächtlich Lenin die Forderungen der Feministinnen Inessa Armand und Alexandra Kollontai, die für das Recht der Frauen auf freie Liebe eintraten, als *bourgeois* abqualifizierte, der erkennt, daß die Kubaner zumindest hier ihren eigenen Weg beschritten haben.

Für die Kubaner ist Ehebruch ein Volkssport. Die Männer prahlen damit. Ein ansonsten intelligenter, kultivierter, vernünftiger Mann berichtet etwa, wie er einer hübschen Untergebenen oder Mitarbeiterin nachstellt und alles daran setzt,

so oft wie möglich »mit ihr zusammen zu sein«, ohne daß die Innigkeit der Beziehung zu seiner Frau darunter leide. Damit will er zu verstehen geben, daß er imstande ist, beide zu befriedigen; gegen die Ausschüttung von soviel Glück aus seinen potenten Lenden könne doch niemand etwas einzuwenden haben. Diese Einbildung nimmt die Männer anscheinend vollständig gefangen, woraus sich die Unverschämtheit erklärt, mit der sie unbegleiteten Frauen winken wie streunenden Hunden. Eine Ausländerin, die sich allein in Havanna aufhält, könnte das Starren und Gehabe der Männer durchaus als Aggressivität, Feindseligkeit und Geringschätzung interpretieren, besonders wenn sie die nordamerikanische oder nordeuropäische Anmache in Form von Pfiffen und sexistischen Kommentaren gewöhnt ist.

Kubas Stolz auf seine Fortschritte auf dem Weg zur totalen Gleichberechtigung der Frauen wurde nur scheinbar entwertet durch den unverhohlenen Eingriff der kubanischen Männer in meine Freiheit, allein in einem dunklen Kino zu sitzen oder in einem Hotelfoyer auf den Lift zu warten. Nach ein paar Tagen begriff ich jedoch, daß männliche Aggressivität in Kuba etwas anderes ist. Wenn ich mein Mißfallen oder mein mangelndes Interesse an ihrem Benehmen deutlich genug ausdrückte, wirkten die Männer erschrocken und verlegen; sie machten sich aus dem Staub, ja sie flohen regelrecht. Einige Männer erzählten mir, daß die Kubanerinnen derartige Annäherungsversuche recht gerne mögen und oft genug provozierten, und ich fand diese Behauptung des öfteren bestätigt. Andererseits erfuhr ich von Frauen, wenn ich gegen die Belästigung im Kino protestiert hätte, so wären mir die Umsitzenden zu Hilfe gekommen. Ein zudringlicher Mann wäre womöglich von einer Zivilperson festgenommen worden. Das ist allerdings ein gänzlich anderer Grund, eine Szene zu vermeiden als in England, wo die Leute den Aufruhr. höchstwahrscheinlich als Ausdruck meiner Hysterie abtun und den Mann wegen Mangels an anderen Beweisen als meinem Protest entlasten würden.

Es ist plausibel, daß männliche Aggressivität angesichts der Möglichkeit, daß jede Frau ein besoldeter Offizier der Fuerzas Armadas Revolucionaras sein könnte, gebremst wird. Die meisten Frauen sind in der Miliz ausgebildet und stehen im Dienst des Comités para la Defensa de la Revolución, wo sie öffentliche Überwachungsaufgaben wahrnehmen. Die Beziehungen zwischen Männern und Frauen in Kuba unterscheiden sich grundlegend von denjenigen, mit denen ich aufgewachsen bin, denn sie sind, wie Kuba selbst, afro-lateinisch geprägt. Die Afrikaner, die per Schiff nach Kuba verfrachtet wurden, stammten aus vielschichtigen Familienstrukturen, wo die Beziehungen unter Geschwistern sowie Cousinen und Vettern der weiblichen Linie mindestens ebenso wichtig waren wie die Beziehungen zur väterlichen Verwandtschaft, und wo die Mutter-Kind-Beziehung die vielleicht intensivste und dauerhafteste aller menschlichen Bindungen war. In der Sklavengesellschaft, wo Männer und Frauen ge- und verkauft wurden wie Vieh, wurden die Frauen als Zuchttiere benutzt, die, häufig von ihrem Besitzer statt vom Mann ihrer Wahl befruchtet, daran gehindert wurden, eine lebensfähige, legitime Familienstruktur aufzubauen. Diese Hinterlassenschaft besteht in allen afro-amerikanischen Gesellschaften fort, wo Erstgebärende oft blutjung sind, das eheliche Band brüchig ist und die Mütter sowie die Mütter der Mütter der einzig feste Halt im Leben eines Kindes sind. Feministische Chauvinisten mögen die Nase rümpfen über Eindrücke, die auf einer zweiwöchigen Bekanntschaft basieren, trotzdem darf ich behaupten, daß mir die Beziehungen zwischen Männern und Frauen in Kuba weniger feindselig erschienen als, sagen wir, in Nordeuropa. Die Kubanerinnen würden mir sicher zustimmen. Sie wehren sich entschieden gegen die Unterstellung, daß ihre Geschlechterpolitik auch nur ein geringes Maß an männlich-weiblicher Feindseligkeit voraussetze. Auch wenn Fidel behauptet, das größte Hindernis für die totale Gleichberechtigung der Frauen sei die Einstellung der Männer zur traditionellen Frauenrolle, machen die Frauen lieber andere »objektive« Faktoren dafür verantwortlich. Die Kubaner scheinen, trotz ihres Hangs zur Leichtlebigkeit, die Frauen zu lieben und zu achten. Man kann die Betonung des Männlichen, von den Kubanern selbst freimütig als »machismo« bezeichnet, auch interpretieren als den Versuch, der Dominanz der Frauen in Familie und Verwandtschaft etwas entgegenzusetzen.

Eines der ersten von der FMC angegangenen Probleme war die Versorgung der Kubanerinnen mit Stoffvorräten, damit sie sich hübsche Kleider nähen konnten. Näherinnen und Schneider wurden ausgebildet und erhielten die Möglichkeit, als lizensierte Handwerker in einem staatlichen Projekt ihren Beruf auszuüben. Auf dem FMC-Kongreß wunderten sich ausländische Journalistinnen, weil so viele Frauen in unterschiedlich geschnittenen Kostümen in einem ganz bestimmten Eisvogelblau herumliefen. Ob das eine Art Uniform sei, wollten sie wissen. Tatsache war schlicht und einfach, daß dieses Blau einer der wenigen erhältlichen Farbtöne war und sich Hunderte von Frauen dafür entschieden hatten.

Für eine Feministin wie mich, die im Zusammenwirken von Schick und Schikane eine der schlimmsten Heimtücken sieht, die die Frauen unserer Gesellschaft kein Streß geraten läßt, ist die Vielfalt gegensätzlicher Anforderungen an die Kubanerinnen Anlaß zur Sorge. Frauen«von denen Bereitschaft zum Töten verlangt wird, sollen gleichzeitig wie Blumen sein; die Mariposa-Lilie muß die Kalaschnikow begleiten. Die Gehirnchirurgin, das Politbüromitglied und die Polizeichefin müssen ebenso bereitwillig im Krankenhaus am Bett ihres Kindes sitzen und es mit ungeteilter Aufmerksamkeit trösten und betreuen. Die Kubanerinnen sind stolz darauf, daß sie mit allem fertig werden. Sie sehen sich als machtvolle Blume, die, zum Licht emporwachsend, den Felsen sprengt.

Germaine Greers Reportage ist Teil einer Dokumentation, die zum Ende der UNO-Frauendekade vorgelegt wird und in diesem Monat vollständig im Orlanda Frauenverlag erscheint: »Frauen. Ein Weltbericht. 400 Seiten, DM 29.80)

Konkret 05/86, S. 60

Christian Rentsch

Miles Davis

Hat da einer Schnulzentrompeter gesagt?
Miles Davis - erster Superstar des modernen Jazz - wird sechzig

Der Jazz-Star als Pop-Star: Was in den frühen Zeiten des Jazz gang und gäbe war, was in den letzten zehn, fünfzehn Jahren immerhin zahlreiche Jazzmusiker versucht haben - für die meisten war es eine Einbahnstraße oder gar eine Sackgasse -, diesen Weg ist vor zwei Jahren auch der Trompeter Miles Davis gegangen - und war auf Anhieb erfolgreich: Mit dem Popsong *»Time After Time«* des Schlagersternchens Cindy Lauper kam er gar in die amerikanische Hit-Parade - für ein gesangloses Instrumentalstück eine Seltenheit -, und wenn er in seinen Konzerten Michael Jacksons *»Human Nature«* oder auch schon mal Tina Turners »*What's Love Got To Do With Ik«* oder Chaka Khans *»Through The Fire«* spielt, dann flippen die jungen Discound Soul-Fans aus, welche mehr und mehr die enttäuschten älteren Jazzfans im Publikum verdrängen. Hat da einer was von Schnulzentrompeter gesagt?

Miles Davis, in einigen Tagen, am 26. Mai, sechzig Jahre alt, ist eine Legende. Fast vierzig Jahre, länger als jeder andere Musiker, hat er Jazzgeschichte geschrieben, hat er als Trendsetter, als gegenüber allen Zeitströmungen offener, sensibler Katalysator, als eine Art charismatische Leader-Figur die Entwicklung des modernen Jazz mitgeprägt, meist »an vorderster Front«. In den vierziger Jahren gehörte er zum innersten Kreis jener experimentierfreudigen Musiker um Charlie Parker, die mit dem Bebop die Entstehung des modernen Jazz eingeleitet haben. Mit dem »Capitol«Orchester von 1949/50, den drei Alben »*Miles Ahead«, »Porgy And Bess««* und *»Sketches Of Spain«* von 1957/59 haben Davis und der weiße Arrangeur Gil Evans einige Meilensteine in der Entwicklung des großorchestralen Jazz gesetzt; Davis' Kleinformation in den fünfziger Jahren, insbesondere jene mit dem Saxophonisten John Coltrane, verhalfen dem Hardbop und der modalen Spielweise im Jazz zu Durchbruch und Erfolg. Die beiden Alben *»In A Silent Way«* und *»Bitches Brew«* zählen zu den Wegbereitern des Electric-, Rock- oder Fusion-Jazz, des populären Jazz der siebziger Jahre. Und heute, nach einer fast sechsjährigen krankheitsbedingten Pause, ist Miles Davis offensichtlich daran, aus den Überresten des Rockjazz, den Abfällen des schwarzen Disco-Punks und des Souls, den populären Jazz der achtziger Jahre zusammenzustiefeln.

Was ihn von den meisten Innovatoren der Jazzgeschichte und ganz gewiß von den Wegwerf-Stars der Pop-Musik unterscheidet: *Sie* haben irgendwann etwas entwickelt und sind dann ein Leben lang - oder die paar Jahre ihres musikalischen Überlebens - auf ihrer »Erfindung« sitzen geblieben, *er* hat, ohne seine Geschichte zu verleugnen, immer wieder eine unerwartete stilistische Kurve genommen, just in jenem Moment, als jeweils Erfolg und Routine seine Musik zu einem »Stil« zu zementieren drohten. Miles Davis »Erfindung« im Jazz ist die Idee einer lebenslangen, kontinuierlichen musikalischen Entwicklung, Wandlung und Veränderung. »Wenn ich etwas immer schon gehaßt habe, dann, mich von meiner eigenen Musik langweilen zu lassen.«

Miles Davis war immer schon etwas anders als die anderen. Er hat bereits Ende der vierziger Jahre, als die hektischen, abgerissenen, unregelmäßig akzentuierten Bebop-Melodiekürzel von Parker gleichsam als absolut verbindliche Norm galten, weitgespannte, ruhige und lässig entspannte Melodielinien gespielt. Und während praktisch alle anderen jungen Bebop-Trompeter Dizzy Gillespies gleißenden Trompetenton nachzuahmen versuchten, entwickelte Davis einen eigenen, schmalbrüstigen, lyrischen Ton; ganz zu Beginn gewiß aus technischer Unfähigkeit: »Miles«, so Gil Evans später, »mußte mit fast überhaupt keinem Ton anfangen und von dorther einen entwickeln - einen Klang, der den Ideen entsprach, die er ausdrücken wollte.« In den fünfziger Jahren galt sein Ton, insbesondere dann, wenn er die Trompete mit einem speziellen Dämpfer ganz nah am Mikrophon spielte, als »unüberbietbarer Ausdruck existentieller menschlicher Grenzsituationen«, als musikalischer Inbegriff von Trauer, Resignation, Einsamkeit und Weltverlorenheit. Hat da schon wieder einer etwas von Schnulzentrompeter gesagt?

Als Kontrast zu seiner eigenen, weichen, »romantischen« Spielweise hat Davis immer wieder aggressiv spielende, rauhe Saxophonisten in seine Gruppen geholt. Erst als ihn 1960 der wichtigste, John Coltrane, verließ, erweiterte Davis das Klangspektrum seiner Trompete: er integrierte den Gegensatz, den bisher auf Trompete und Saxophon *verteilten* Kontrast, in seinen eigenen Klang. Neben die langen, fließenden Melodielinien treten jetzt kurze, rasante Läufe, spitz angespielte Einzeltöne und aggressive, rhythmisch hart akzentuierte Signale. Mit 23 Jahren hatte Miles Davis bereits ungefähr alles erreicht, was ein schwarzer Bebop-Musiker überhaupt erreichen konnte: als Mitglied des Charlie Parker-Quintetts gehörte er zu den Protagonisten der damaligen Jazz-Avantgarde, unter den jungen Musikern und der weißen Boheme des New Yorker Greenwich Village galt er als Kultfigur, in Paris war er 1949 mit einem eigenen Quintett höchst erfolgreich aufgetreten, war er der von Sartre und Camus, von Simone de Beauvoir und Juliette Gréco umhätschelte Star gewesen, und seit seinen »Capitol«-Aufnahmen galt er in der Fachpresse als der »fortschrittlichste und außergewöhnlichste Musiker nach Parker«.

Ansonsten führte Davis 1950 das gar nicht außergewöhnliche Leben eines schwarzen Jazzstars: er war heroinsüchtig und hatte kaum regelmäßig Arbeit. Jahrelang lebte er von Gelegenheits-Jobs, von Transkriptionen und von den Schecks seines Vaters. Einige Jahre später gelang es Davis, vom Heroin loszukommen. Viele seiner Mitmusiker und Freunde, darunter sein altes Idol Charlie Parker, gingen an ihrer Drogenabhängigkeit zugrunde.

Ende der fünfziger Jahre war Davis mit durchaus auch kommerziell gut verwertbarem Hardbop wieder ganz obenauf. Der Musik-Multi Columbia, bei dem er seit 1956 unter Vertrag stand, hatte ihn - ein Novum in der Geschichte des Jazz - durch gezielte Imagewerbung »aufgebaut«: Auf den Plattenhüllen erschien er als überaus ernster, sensibler und geheimnisvoller Melancholiker, ein Lord Byron des Jazz; in Konzerten zeigte er sich, immer in höchst eleganten italienischen Anzügen, als unnahbarer, unglaublich arroganter Exzentriker, der meist mit dem Rücken zum Publikum spielte, konsequent jeden Applaus ignorierte und, wenn überhaupt, den Journalisten Bösartigkeiten und Schweinereien ins Mikrophon rotzte.

Im Herbst 1958 veröffentlichte die Zeitschrift »Time International« eine Liste von vierzehn Schwarzen, die »auf dem Gebiet der Kultur, der Wissenschaften, des Rechts oder des Geschäftslebens Außergewöhnliches geleistet haben«, - Miles Davis gehörte dazu, der erste Superstar des modernen Jazz.

Ende der sechziger Jahre wiederum spielte Miles Davis die meiste Zeit in kleinen Clubs vor mageren dreißig, vierzig Zuhörern; für seinen Plattenkonzern Columbia war er ein zwar verdienstvoller, aber neben ihren Rockstars Donovan, Bob Dylan, Janis Joplin oder der Gruppe »Blood, Sweat & Tears« doch höchst zweitrangiger Veteran geworden, die jungen Freejazzer beschimpften ihn als bequem gewordenen, etablierten alten Sack.

Das änderte sich gar nicht einmal, als Davis mit *»Bitches Brew«* nicht nur eine der erfolgreichsten Platten der Jazzgeschichte einspielte, sondern damit zugleich dem »Electric«Jazz zu Durchbruch und Anerkennung verhalf; Columbia verpaßte dem inzwischen über vierzigjährigen Großvater ein psychedelisch angehauchtes Rock-Image und ließ ihn, gewiß nicht ohne Druck und zu lächerlichsten Gagen, als Vorgruppe verschiedener weißer Columbia-Stars in den Fillmore-Rocktempeln von New York und Los Angeles oder am »Isle Of Wight«-Rockfestival auftreten.

In Interviews machte Davis für diese Entwicklung das von Weißen beherrschte Musikbusiness und die weißen Rockmusiker verantwortlich, die den Schwarzen alle ihre Musik geklaut hätten. Schon zuvor hatte er, der schon Anfang der sechziger Jahre auch Solidaritätskonzerte für »CORE« (Congress Of Racial Equality) und »SNCC« (Student Nonviolent Coordianting Committee) gegeben hatte, gesagt: »Rassendiskriminierung und Neugier - das waren immer schon die Triebkräfte meiner musikalischen Entwicklung.«

Ende 1975 löste Miles Davis seine Gruppe auf. »Ich habe lange genug Trompete gespielt, und niemand hat es zur Kenntnis genommen«, hatte er vorher eine Journalistin zusammengestaucht, »ihr verdammten Idioten seid ja bloß damit beschäftigt, mich anzuglotzen, meine geilen Hosen - und wie ich schwitze.« In Wirklichkeit litt Davis an einer arthritisähnlichen, die Knochen auflösenden Krankheit; mit Beruhigungs- und Schmerzmitteln vollgepumpt, konnte er zeitweilig nicht einmal mehr die Trompete halten.

Heute, fast sechs Jahre nach seiner Rückkehr auf die Bühne, ist Davis wieder ein Superstar der ersten Preisklasse. Ein neuer Leader? »Was soll dieser Schwachsinn; ich habe immer nur das gemacht, wozu ich grad Lust hatte. Und ich habe mir immer Mühe gegeben, auf der Trompete einen guten, einen eigenen Ton zu haben.«

Kaum ein anderer Jazzmusiker improvisiert mit einem derartigen Minimum an motivischem Material, mit einer so geringen Anzahl von immerwiederkehrenden »Formeln« und Klischees so spannend, zwingend und immer wieder überraschend wie Miles Davis, kaum ein anderer arbeitet so raffiniert mit formgestaltenden Pausen - »es bringt nichts, wenn du alle Noten eines Themas oder einer Melodielinie, die du dir ausgedacht hast, spielst; es reicht, wenn du die schönen Noten davon spielst« -, und kaum einer hat ein so sicheres Gespür für die musikalische Dramaturgie, für Brüche, überraschende musikalische Kontraste und Wendungen, mit denen er schlitzohrig Hörerwartungen befriedigt *und* verweigert, eingefahrende Formen und Normen zugleich bestätigt und aufbricht. »Social Music« nennt er das selber, eine Musik, die sich nicht allzuweit von den Hörgewohnheiten, genauer: vom Leben der schwarzen Kids entfernt hat. »Ich steh' darauf, wenn sie, die schwarzen Kids der Lower East Side, der South Bronx, meine Musik hören und sagen: Oh yeah, Mann, das ist Miles Davis.« Eine Musik auch, die alles enthält, das hektische Straßengemisch aus Rap, Funk, Disco, Breakdance und Reaggae, Graffitti und Rollschuhfahrer, Polizeisirenen und Eleetric Drums, Aggressivität und Zärtlichkeit, Power und Lyrik, auch mal messerscharf bis an die Grenze zum Kitsch. Also doch Schnulzentrompeter? Schnulzen, Schlager, auch billige Broadway-Musical-Melodien, hat er immer schon mit Vorliebe und Enthusiasmus gespielt, als Vorlage genommen - *»Stella By Starlight«, »My Funny Valentine«, »Autumn Leaves«* und andere mehr waren nichts als das -, viele dieser Pop-Songs, die man damals Balladen nannte, gelten gerade bei denen, die sich über *»Time After Time«* oder *»Human Nature«* grün und blau ärgern, als absolute Höhepunkte der Improvisier- und Interpretations-Kunst von Davis.

Der Jazz-Star als Pop-Star also: Miles Davis ist mit seinen 60 Jahren vitaler, jugendlicher und ganz gewiß offener, neugieriger als viele, die sich bloß so geben. Er setzt mit einer fast jugendlichen Radikalität und Unbedingtheit darauf, daß

Musik in erster Linie - lebendig sein muß. Nach zwei höchst unterschiedlichen Konzerten in Montreux 1984 meinte er, auf die langen Durchhänger bei einem Konzert angesprochen: »Natürlich bin ich in der Lage, jedes Konzert völlig fehlerlos und völlig perfekt herunterzuleiern - ich bin lange genug schon in dem Geschäft -, bloß: Routine interessiert mich nicht. Ein Konzert ohne Risiko, ohne Überraschung auch für uns Musiker, ohne die Möglichkeit des Scheiterns und ohne den Spaß des Gelingens, kann ich mir nicht vorstellen. Wenn alles bloß noch Routine ist, dann höre ich auf.« Darauf wird man noch ein Weilchen warten müssen.

Konkret 05/86, S. 64

Peter Glaser

Der lustige Weltenraum

Zwischenraunzer zu den Themen Unterhaltung und Kosmos im Fernsehen auf das Künstlichste in Jargon gesetzt

Nur das bloße Universum wäre langweilig im Fernsehen. Da gehört eine Handlung hinein in die Leere. Ein Indiana Jones. Ordentliche Astronauten und Sonden. Am Pioneer II hängt eine goldene Schallplatte, weil das All muß unterhaltend sein.

Universum ohne Handlung, das ist ja *Kunst.* Kleines Fernsehspiel. Die Traurigkeit der interstellaren Wasserstoffatome, ein Film von Bertram von Bremsbein, sowas schau ich mir fünf Minuten an, während ich ein Video zurückspule. Brichst du ja nieder bei sowas, Kunst. Brauch ich nicht im Fernsehen. Kunst kann ich selber schreiben, *look* at here.

Und Fernsehen macht nicht dumm. Fernsehen wird dumm gemacht, so rum geht das.

Wir, die Kinder der Zeit, haben den unwirklich strahlenden TV-Touch. Wir haben eine medienverwurzelte Moral ' vor der denen die Haare zu Berge stehen, die den klassischen humanistischen Geist weiter zu verfechten versuchen. Wir sind traurig, wenn John Wayne am Rio Grande stirbt und fühlen nichts, wenn sie ansagen, daß John Wayne an Lungenkrebs gestorben ist. Wir empfinden den leisen Krebs-Thrill und die kleine Erfüllung, daß eine Todesnachricht zumindest eine *richtige Nachricht* ist, im Unterschied zu den laufenden Nullmeldungen. *Auch am zweiten Verhandlungstag konnten keine konkreten Ergebnisse erzielt werden. Aha.*

Vom Fernsehen wollen wir die Augenautobahn. Wir wollen das kolossale Entertainment.

Unterhaltung bedeutet, daß sie einen spüren lassen, wieviel Geld die Ausstattung gekostet hat. Das sind die Wonnen der Demokratie im Kapitalismus. Gleiches Bild für alle. Fernsehen ist Schaufensterbummel durch das Globale Dorf. Zwei Minuten Kapstadt, im Stück oder Aufschneiden? Während der Umbaupause des Regimes zeigen wir eine Aufnahme des Rüsselsheimer Genetikerchors. Anderes Programm. Liveübertragung der Diktatorenabschaffung aus Manila. Keine Zeitlupenwiederholung, öd. Anderes Programm. Schwarzweißfilm mit Jalousieschatten an den Wänden, kann auch keiner mehr sehen. Anderesprogramm. Der Herr segne den Erfinder der drahtlosen Fernbedienung.

Die Grünen im Bundestag fordern die Einführung von Grasfaserfabeln, sowie Mittel zur Entwicklung eines europäischen Computerchips aus Schwingquark. Anderesprogramm. Überaus fashionable ist IBM-Blau im Haar: Datenpunk. Anderesprogramm. Werbung, lustig. *Jetzt neu:* Das *Moulinex Dauerstoppgerät. Stufenlos regelbare Anhaltestärke, doppelt gebremster Stoppkopf.* Das *hält ewig.* Anderesprogramm, Diskussion, das Mundwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Unterhaltungsarbeit leisten, Leute. Wir lachen schließlich nicht zu unserem Vergnügen. Und weiter geht's, bis oben voller Datendrang.

Das Fernsehen ist schrecklich, weil man nicht *fast forwind* wie am Video machen kann, wenn's fad wird. Und wenn sie schon Weltraum zeigen, dann aber bitte mit Musik. Dramatische Klänge. Pinkfloyd, sowas. Oder Zarathustra von Odyssee 2001 paßt auch sehr witzig zu Weltraum.

Das Universum allein im Fernsehen ist ein hohler Kübel ohne Helden. Milchstraße kenn ich vom Griechenlandurlaub. Das ist ja noch feinster Breitwandhimmel dort, kenn ich alles. Videospiele mag ich auch gern. Manche, da fährst du auch durch den Weltraum. Da kann man wenigstens schießen. Fernseher kannst du ja nur immer ein aus laut leise. Das ist überhaupt das Geile an Computern: alles was man macht, ist immer gleich im Fernsehen, monitormäßig.

Es wundert mich gar nicht, daß sich keiner mehr für die Schattlstarts interessiert hat. Einmal, find ich, schaun die nicht gut aus, die Schattls. Sie sind *dick. Die* meisten Leute haben Star Wars gesehen, solche Filme, da schaut ein Spaceschattl einfach alt aus dagegen. Es wird langweilig. Sie übertragen ja auch nicht alle zwei Stunden die Abfahrt vom Intercity nach Frankfurt.

Durch Challenger ist das wieder spannend geworden. Prinzip James Bond, da fliegt am Schluß auch immer alles in die Luft. Das ist kein Zynismus, das ist Fernsehen. Da brauch ich keinen Neil Postman, der mir das erklärt, das wußt ich schon, als ich noch so klein war.

Im österreichischen Fernsehen haben sie sogar den Ablauf der Abendnachrichten geändert und vor dem Vorspann erst einmal die zwei Minuten vom Start bis zur Explosion als Stummfilm gezeigt. Dann nochmal nach der Meldung. Und nochmal, Für *alte, die erst später eingeschaltet haben. Der* Sprecher war ganz knapp davor, die Wahrheit auszusprechen, *Und jetzt gleich nochmal, weils so schön war.*

Das Lissaboner »Feuertheater« der poetischen Krampfader Andri Heller beispielsweise war, als ein Fernsehereignis, vollendet idiotisch. Es wirkte dann auch, als hätte man das Feuerwerk im gefluteten Wohnzimmerofen abgeschossen und durch die Ofentür betrachtet. Die Pracht eines Feuerwerks entsteht unter der Himmelshöhe und in den Ausblühungen der Farbfeuer in den Raum. Das Fernsehen vernichtet jede Größe, jede, insbesondere die des Raums. Der Knallkopf Heller hat

jeden, der ein *wirkliches* Feuerwerk kennt, mit seiner auf Bildschirmdiagonale zusammengeschrumpelten Version für blöd zu verkaufen versucht.

Challenger hingegen paßte genau ins Fernsehbild. Wir kennen die Raumfähren nur in der Puppenstubengröße am Fernseher. So sind sie für uns wirklich. In'ner Bierkiste müßte man grob geschätzt zehn, fuffzehn Schattls unterbringen können. Und, um noch einmal auf die Moral zurückzukommen, wenn mir einer erzählt, daß der Tod der *Seven Up* in der dicken Weltraumflasche ihn berührt hat, dann will ich ihm glauben, denn Astronauten sind Fernsehstars in der Serie *Die Eroberung des Weltraums,* Rest siehe Wayne. Im übrigen bezweifle ich stark, daß in Challenger überhaupt jemand dringesessen hat. Werbung ist teuer, aber wenn die Einschaltquoten sinken, kann man schon mal ein gebrauchtes Schattl spektakulär zerpulvern.

Aber auch das Universum hat sich attraktiv gemacht: Der Halley in leuchtendem Ornat, und die Euroraumdose *Giotto* auf Kollisionskurs mit dem Schweif. Halley, ein Star soweit das Wort reicht, und unsere Ingenieure und Wissenschaftler holen sich ein Autogramm.

Ich hab ihn nicht gesehen, aber Halley schickt mir große Gefühle, wenn ich ihn mir nur vorstelle, der Schweif im Sonnenwind, das Tempo meinliebermann; ein Riesending, das jedes Menschenalter mal vorbeischaut. Ich schicke dem Halley meine Grüße an das pa. Publikum der nächsten Runde.

Von Halley kommt Feierstimmung zu mir, eines der wertvollen Gefühle. Feiern ist die Blüte der Unterhaltung, wir können es nicht mehr. Nachts ein paar Minuten in der kalten Luft am Fenster sitzen, erhobenen Hauptes, wie es richtig heißt, und hinausdenken bis zu dem Kometen, das ist schon viel für ein Kind der Zeit. Vielleicht kann man es wieder lernen, das Feiern, vielleicht braucht man es nicht mehr.

Und dann die ARD mit der *Nacht des Kometen:* ein finsterer Abgrund vor dem, was wir alles als Unterhaltung sehen: eine fatale Ansammlung von Jämmerlichkeit, Trostlosigkeit und Lächerlichkeit, die als ein schwarzes Loch geballter Banalität nichts anderes mehr darzustellen vermochte als das blanke Aufsaugen von Sendezeit.

In dem Studio sah es aus wie Plüsch-Bistro goes Raumschiff Orion. Als dann eine lauwarme Minibigband auftrötete, erinnerte vieles an die Wahl-Disco von Peter Illmann, aber ganz billig und papphaft. Für einen Moment befiel mich ein Alpdruck, daß ab jetzt jede Unterhaltungssendung einschließlich der Nachrichten in solchem Inventar stattfinden müsse; ein entsetzlicher Gedanke.

Wäre Billy Idol plötzlich Quizmaster bei *Einer wird gewinnen,* käme es noch nicht einmal halb an das Maß an Fehlbesetzung heran, das mit den beiden Moderatoren der Kometennacht erreicht wurde; das - *atoren* kann man getrost weglassen. Noch nie sind wir mit einer derart dreisten Herzlosigkeit und Schlampigkeit durch eine Sendestrecke geführt worden. Zwischendurch hatte ich das Gefühl, die beiden sehen kaum über den Rand ihrer Libriumschachteln raus.

Derselbe Ungeist hatte wohl auch die Studiogäste eingeladen, fesche Astrologinnen, die wolkig von ihrem Honorarhumbug dahererzählen konnten, oder eine Dame, die mit naturalistischem Ernst darauf aufmerksam machte, daß man nach einem Überraumsprung auf den Roten Platz hin keinesfalls tiefer schweben sollte als 60 cm, andernfalls man wieder sichtbar würde. Die Coiffeuse Marlies Möller und ihr Model, dem sie stundenlang eine *Kometenfrisur* aufmontiert hatte, um sie dann 20 Sekunden von einer Kamera berüsseln zu lassen, mochten einem leid tun.

Auf den Moderator, der noch keß und in komplett unbegreiflichem Englisch an dem Model herumzustammeln versuchte, hätte man sich einen Meteorbrocken herabgewünscht. Was »Giotto und Halley« hätte heißen sollen, schluderte er als ein Wortmus hervor, das sich anhörte wie »Otto und Heli«. Zusammen - mit seinem Kollegen vermittelte er eine Stimmung, wie sie in einer Telefonzelle im Spätherbst herrschen kann, wenn man feststellt, daß auch noch der Hörer abgerissen ist.

Die Herren schlugen dann noch ein bißchen damit die Zeit tot, daß sie ihren Gesprächspartnern nicht nur die Fragen servierten wie Hundefutter, sondern auch sie derart roh wieder abwürgten, daß einem in Hinkunft für das Herauslocken kleiner Statements eine Schachuhr zwischen Gast und Moderator angemessen vorkommt.

Im Heizungskeller sollen sie Kohlen schaufeln müssen, diese beiden Nieten und Unterhaltungsvergifter.

Eine Stunde früher als anvisiert macht der Komet dann Schluß mit dem peinlichen Spiel und ließ die Kameras der Sonde erblinden. Ohnehin hatte ein Gutteil der Zuschauer enttäuscht auf die kryptischen, poppig bunten und grob aufgerechneten Falschfarbenbilder gestarrt, die auf den Darmstädter Datensaugern über die Bildschirme zitterten.

Nicht nur das bloße Universum gibt seinen ungeheuerlichen Charme nicht preis im Fernsehen. Auch der Halley weiß, womit er dem Medium am besten kommt und schickt Kinderzeichnungen. Guten Flug, Alter. Ich geh wieder fernsehen.

Konkret 05/86, S. 66

Günter Amendt

Live is Live - The Rockpalast is Tot

Und wieder ist ein Stück Landschaftszerstörung zu melden. Mitte März wurde in Essen auf dem Gelände der Großen Ruhrländischen Gartenbau-Ausstellung der »Rockpalast« abgerissen. Ein folgenschwerer Eingriff in die Medienlandschaft, ein »weiterer Schritt in die 'Wende'«, wie die »Grünen«, von der Nachricht »getroffen, wütend und traurig«, in einem Fernschreiben an »die lieben frauen und maenner vom rockpalast« vermuten.

Wer politische Gründe für die Absetzung unterstellt, liegt bestimmt nicht schief. Das paßt immer und ist deshalb immer auch etwas banal. Jugendkultur und Kreativität, Power und Protestpotential, Lebensgefühl und Grenzüberschreitung, Sehnsüchte und Hoffnungen, Buntheit und Minderheiteninteressen, die »Grünen« haben alles aufgelistet, was jugendsoziologisch zum Thema zu sagen ist. Daß live-Sendungen unkalkulierbare Risiken in sich bergen, und daß alles »was nicht kontrollierbar, nicht 'fest im Griff' ist« abgewürgt wird, auch die Feststellung stimmt und ist doch nicht einmal die Hälfte der Wahrheit.

Fangen wir an bei den »Fehlern«, die auf das Konto der Redaktion gehen. Der Niedergang des »Rockpalast« wurde sichtbar und fühlbar mit dem Abgang von Alan Bangs als Moderator. College-boy Alan war im Laufe der Jahre in die Rolle eines *Mr. Rockpalast Man* gewachsen. Seine Kompetenz und Souveränität als *frontman* gaben der Sendung einen unverwechselbaren Akzent. Bangs war der eigenständige Beitrag des Veranstalters zu einer eingekauften Show. In einem Konzept, das ganz auf team-work setzte, mußte das zu Reibungen führen. Ein Wort noch zu Albrecht Metzger, dem Co-Moderator. Sie erinnern sich? Eben. Der Mann hat mit seinem »German Television Proudly Presents« Mediengeschichte gemacht. Bangs und Metzger haben das Krimiklischee vom guten und vom bösen Bullen in die Moderatorenzunft übertragen. Auf Metzger wurde übel herum gehackt. Auch von hier, auch von mir. Aber ein Typ, an dessen Sprödigkeit und Sperrigkeit man sich noch heute erinnert, kann in einem Medium, das den Zuschauer fast nur noch mit gesichtslosen Wesen konfrontiert, so schlecht nicht gewesen sein. Evelyn Seibert und Ken Janz hatten gegen die beiden einen schweren Stand und kaum eine Chance. Man nahm sie immer als Ausgetauschte und damit als immer austauschbar wahr.

Als es dann dem Ende entgegen ging und zum guten Ton gehörte, über den »Rockpalast« herzuziehen, stritt man sich vor allem über den Geschmack des Produzenten Peter Rüchel. Als besonders streitlustig erwiesen sich einige Jugendfunkmoderatoren, die den Charts-Mist, den sie täglich verbreiten helfen, unbedingt in den Rocknächten wiederhören wollten. Ich sage nur Ku Ja Wa und jeder im Ausstrahlungsbereich des NDR weiß, wovon ich spreche. Dumme Mikronuckler, hibblige Karriereristen und ambitionierte Infantilos, die mit leeren Augen und hohler Stimme Zuschauer und Zuhörer nerven.

Von den Programm-Alternativen, welche die Kritiker des »Rockpalast«-Konzepts vorschlugen, fallen die meisten mangels Masse aus. Oft behauptet sich in den aktuellen Charts, was gerade einen Hit zusammengebracht hat und Füllmaterial für die LP drumherum. Das ist auf einer live-Bühne nicht lebensfähig.

In den Anfangsjahren des »Rockpalast-Festivals« gab es zu fast jeder Gruppe eine oder mehrere denkbare Alternativen. Da muß sich eine Redaktion entscheiden, da müssen in einem Geschäft mit gigantischer Logistik Kompromisse geschlossen werden, da wird die zweite Wahl auch mal zur ersten, weil die erste gerade auf Tour, im Studio oder zerstritten ist. Im übrigen verliert das beliebte Spiel »Einmal Programmdirektor sein« schnell an Reiz, wenn man sich die Spielregeln etwa genauer betrachtet.

Eine ARD-Rocknacht mußte europaweit Anklang finden - Eurovision. Sie mußte von Flensburg bis Garmisch akzeptiert werden - Einschaltquoten. Sie mußte am Veranstaltungsort selbst auf Publikumsinteresse stoßen - Kartenverkauf. Der Weg in den Abstieg begann, als diese Konditionen nicht mehr unter einen Hut zu bringen waren. »Rockpalast«Konzerte wurden kalkuliert wie stinknormale Konzertveranstaltungen. Das mag auf den ersten Blick nicht einleuchten. Warum drängt man die Redaktion auch noch in die Rolle eines Veranstalters, warum wird das Unternehmen »Rockpalast« mit europaweiter Ausstrahlung nicht einfach subventioniert? Die Antwort ist simpel. Der »Rockpalast« als live-Ereignis brauchte mehr als nur eine volle Halle und ein ausverkauftes Haus. Er brauchte ein Publikum. Das konstituiert sich unter den gegebenen Bedingungen am besten über den Markt.

Als der »Rockpalast« noch vom Reiz des Neuen lebte, waren viele einfach nur dabei, um dabei zu sein. Karten wurden angeboten und abgenommen, bevor noch die Gruppen gebucht waren. In mancher Nacht wurde man so Zeuge des heroischen Kampfes einer Gruppe um die Aufmerksamkeit des Publikums. Einige gingen dabei unter. Die Konditionen sind so verzahnt, daß ein herbeisubventioniertes Publikum ebenso zum Risiko wird wie ein abwesendes. Wenn ein Ruben Blades in das schwarze Loch der leeren Halle singen muß, dann bringt er nicht viel. Wenn er wenig bringt, dann bringt auch das Publikum nichts, was wiederum Ruben Blades dazu bringt, noch weniger zu bringen. Der Zuschauer am

Bildschirm denkt sich, das bringt's nicht. Und schaltet ab. So lief es in Reinkultur während der Oktober-Rocknacht 1985 vor den Augen von 1200 zahlenden Zuschauern und zwei Prozent des Fernsehpublikums ab. Ruben Blades war als top-act vorgesehen und als Hallenfüller die »Rodgau Monotons«. In jeder Hinsicht ein Fehlgriff. Blades vermochte die ihm zugedachte Rolle nicht zu übernehmen, weil er einem Massenpublikum nicht bekannt (genug) ist, und die »Rodgau Monotons« vermochten jenseits der hessischen Landesgrenze, anders als »Bap« in der folgenden Rocknacht, die kids nicht aus ihren Löchern zu locken. Das ganze Programm, dessen Verlauf in den Absetzungsbegründungen des WDR eine wichtige Rolle spielen sollte, war eine einzige Verlegenheitslösung. Mit den »Rodgau Monotons« hatten sich Rüchel und Wagner erstmals wirklich krass in den Dimensionen vergriffen. Das war nichts, was man europaweit hätte vorzeigen dürfen.

Womit wir kurz einen Nebenkriegsschauplatz betreten, auf dem ein gegen Rüchel und Wagner gerichtetes Standardargument zum Einsatz kommt. Von interessierter Seite - von Musikern, Veranstaltern und Plattenfirmen- wurde den beiden nämlich vorgeworfen, sie berücksichtigten deutschsprachige Gruppen nicht oder zu wenig. Das ist nicht wahr. Das war nie wahr. Was Rang hat und Namen in der Bundesrepublik war, von wenigen Ausnahmen abgesehen, im »Rockpalast« vertreten und wurde ziemlich breit gestreut in den dritten Programmen ausgestrahlt. Dahin gehörte es und nicht vor ein internationales Publikum, auf das die Kritiker spekulierten. Deutsch-Rock: hat sich jemals jemand Gedanken darüber gemacht, wie das klingt in den Ohren unserer europäischen Nachbarn? Bei der »Fehler«-Suche verrennt man sich jedoch schnell, wenn man nur in den Papierkörben der Fernsehredaktion herumstochert. Dem öffentlich-rechtlichen Fernsehen ist in der Verkaufsstrategie der Unterhaltungsmultis eine neue Funktion zugedacht. Sie hat mit der Entwicklung der Produktivkräfte in der Unterhaltungselektronik zu tun und den Eigentumsverhältnissen. Es war das Fernsehen, das die Visualisierung der Rock-Musik besorgte, nicht der Film, der immer nur zeigt, was schon populär, und nur verstärkt, was bereits bekannt, anerkannt und verkauft ist.

Christian Wagner, beim »Rockpalast« für das Bild verantwortlich, folgte einem denkbar einfachen Konzept: Nichts aufbauschen, nichts aufmotzen. Dem, was auf der Bühne geschieht, künstlich nichts hinzufügen. Keine Hektik. Entwicklung zeigen. Ruhige Bildführung. Kein Spektakel. Heraus kamen eindrucksvolle Studien 'des Künstlers bei der Arbeit'. Am Ende dann Festlichkeit, falls und wenn die Arbeit gelang.

Nie wurde im »Rockpalast« der Versuch unternommen, etwas zu verkaufen. Auch die Moderatoren verfielen nie in den Tonfall von Verkaufsgesprächen, keiner führte sich auf wie jene Ladenschwengel, die »Solid Gold«, »Rockpop« oder die »ZDF Hitparade« moderieren oder sich in unzähligen Radioprogrammen als Marktschreier betätigen. Doch die Entwicklung geht in diese Richtungen. Neben dem leicht verkäuflichen Hochglanzprodukt wirkte der »Rockpalast« nun wirklich reichlich antiquiert. Die Musikindustrie hat die optische Seite des Gewerbes 'entdeckt' und den Kampf ums Bildmonopol eröffnet. Der Abbruch des »Rockpalast« macht einen weiteren Programmplatz frei in der Clipsmühle. Jeder künstlerische Einwand oder gar Widerstand gegen diese Entwicklung wird niedergebügelt. Das Geschäft entwickelt sich in einer unaufhaltsamen Dynamik. Von unten werden Gruppen nachgeschoben, die voll programmiert sind auf das Musik-Video-Konzept der Unterhaltungsindustrie: »Man kann gute Sachen machen mit Videos, aber inzwischen wird alles so marktgerecht verpackt. Wenn eine Band einen Vertrag unterschreibt, dann bestimmt danach der Direktor der Videoabteilung, wie sie ihre Haare tragen müssen«. Julien Tempel (Nuvox 4/86) muß es wissen. Als Filmmacher und Videoclipbastler gehört er zur Szene. Von da kommt auch der Druck auf die Etablierten.

Einige Altmeister wie Jagger, Dylan oder Townshend sperren sich zwar wortreich gegen die video-lastige Entwicklung der Rockmusik, doch auch sie widersetzen sich nicht, auch sie bedienen den Markt mit ihren visualisierten Werken.

Die Unterhaltungsindustrie setzt auf Supertechnisierung. Auf dem Weg dahin ist sie den Umsetzungsmöglichkeiten des öffentlich-rechtlichen Fernsehen enteilt, und entschlossen nutzt sie den 'technischen Vorsprung', um die Musikszene gründlich umzukrempeln. Anglo-amerikanische Popmusik, über den euro-top-Markt reingepumpt, dominiert wie zu Beginn des Rockzeitalters die Charts. Wer da im Kampf uni Spitzenplätze mithalten will, ist gezwungen, englisch zu produzieren wie der Österreicher Falco oder die norwegische Formation »a-ha«. Das bringt auch bundesdeutsche Rockmusiker in Zugzwang. Um wenigstens national im Bild zu bleiben, gehen Ina Deter und Klaus Lage in die »ZDF-Hitparade« und die »Rodgau Monotons« zu Kuhlenkampff, während »Bap« bei Frank Elstner aufspielt. Lindenberg hat sich in dem Umfeld schon immer aufgehalten. Der Preis: Wer gestern noch live-Auftritte oder wenigstens doch live-Mitschnitte zur Bedingung machte, läßt sich heute auf halbplayback ein und wird morgen beim totalen playback-Betrug gelandet sein. Das ist nur konsequent, denn die im Studio eingespielten Originalversionen ihres Repertoires sind technisch oft so aufgepäppelt, daß sie live entweder überhaupt nicht oder nur bei starkem Qualitätsabfall reproduzierbar sind; Qualität steht hier für technisch einwandfreie Wiedergabe. Darauf seien die meisten Fernsehstudios nicht eingestellt, es fehle an eingespielten Teams, die nicht annähernd im Fernsehstudio herstellen können, was Studiostandard ist. Das behaupten fast alle bundesdeutschen Rockmusiker. Dann lieber gleich playback, sagen sie: Ulla Meinecke wie Ina Deter, Herwig Mitteregger wie Wolfgang Niedecken. In der Falle zappeln sie alle.

Das Ende des »Rockpalast« ist auch das Ende eines Stücks live-Kultur, der von oben die Luft genommen und von unten das Wasser abgegraben wird. Selbstverständlich gibt es national wie international immer noch Gruppen, die auf der Bühne nicht in ihre technischen Bestandteile zerfallen. Es fehlt aber an konsensfähigen topacts. Die meisten livefähigen Gruppen polarisieren das Publikum. Sie eignen sich nicht für Großveranstaltungen. Der »Rockpalast« war sanierungsbedürftig. Zuviel hat sich in den zehn Jahren seit seiner Gründung verändert. Umbau statt Abriß.

Pete Townshend sieht den Rock'n Roll in einer Phase der Bedeutungslosigkeit. Vielleicht befindet er sich auch nur in einer Strukturkrise. Es wäre jedenfalls Aufgabe des Fernsehens und entspräche auch dem Programmauftrag, gerade dann und gerade jetzt, die Rockkultur zu stützen und zu fördern. Doch man entschied sich beim WDR für den Würgegriff, und das ist ein Politikum. So bleibt zum Schluß nur die Aufforderung, sich von den Plätzen zu erheben: »Peter Rüchel, Christian Wagner und das »Rockpalast«-Team haben sich um den Rock'n'Roll verdient gemacht.«

Wir kommen zum nächsten Punkt der Tagesordnung.

Konkret 05/86, S. 68

Peter O. Chotjewitz

David gegen Goliath

Eine Geschichte soll in Erinnerung gerufen werden: Der Fall des jugoslawischen Medizinstudenten David Frankfurter, der am Abend des 4. Februar 1936 Hitlers Statthalter in der Schweiz, Wilhelm Gustloff, erschoß.

Der Mord bietet Stoff in Hülle und Fülle: Die deutschschweizerischen Beziehungen während der Nazi-Zeit, das Verhältnis der Schweiz zum Nationalsozialismus und zum innerschweizer Faschismus; die Politik der Schweizer Judenschaft im Dritten Reich und ihr Verhältnis zum Komitee gegen Rassismus und Antisemitismus in Paris und zum jüdischen Informationsbüro in Amsterdam: Helden- und Totenkult im System der NS-Propaganda; und dann die vielen Fragen: wann und unter welchen Voraussetzungen ist ein Attentat politisch? sind körperliche oder seelische Erkrankungen eines politischen Attentäters moralisch wertmindernd in Rechnung zu stellen?

Literatur: Der Fall Gustloff wird zumeist nur am Rande erwähnt. Eine etwas wirre Schrift von Emil Ludwig, 1936 im Exilverlag Querido/Amsterdam gedruckt, die übrigens auch in der Schweiz erst nach 1945 publiziert werden durfte, erscheint jetzt, 50 Jahre danach, erstmalig in deutscher Sprache (März-Verlag). Der Freiburger Kriminologe Middendorf stellt den Mörder Frankfurter zwar in den Mittelpunkt einer Untersuchung, kommt dann jedoch, ganz im bundesdeutschen Staatsschutzinteresse der späten 70er Jahre (»Sympathisantensumpf trockenlegen«!) auch nur zu dem Ergebnis, daß es ein politisches Attentat als solches nicht geben könne; daß auch im Fall Frankfurter eine durch Krankheit zerrüttete Persönlichkeit die politischen Zeitläufe nur zum Vorwand genommen habe, um einen eigenen Mord zu begehen. Sehenswert immerhin der Film von Rolf Lissy, der vor allem Gustloffs Wirken in der Schweiz deutlich macht.

Gustloff: Gebürtig aus Schwerin, kommt schon als junger Mann wegen eines Lungenleidens nach Davos, wo er Arbeit am meteorologischen Institut findet. Ende der 20er Jahre Eintritt in die NSDAP. Baut seit den 30er Jahren die Schweizer Landesgruppe der NSDAP-Auslandsorganisation (A0) auf, deren Landesgruppenleiter er wird. Bekannte beschreiben ihn als gutmütigen, beschränkten Pedanten, der Hitler als den auferstandenen Christus verehrt und Untergebene schuriegelt. »Wenn Hitler mir befehlen würde heute um 18 Uhr meine Frau zu töten«, sagt er, »lade ich fünf vor sechs meinen Revolver durch und pünktlich um sechs ist sie eine Leiche. «

In der Parteihierarchie ist er unbedeutend, im Reich unbekannt. Goebbels' Propagandaapparat hat nicht einmal Fotos von ihm im Archiv, als er am 4. Februar 1936 ermordet wird. Ober seine Arbeit in der Schweiz gehen die Meinungen auseinander. Die obligaten Sammlungen für das Winterhilfswerk und Vereidigung der in der Schweiz lebenden Deutschen auf Hitler. Bespitzelung von Urlaubern aus dem Reich. Regelmäßig werden Parteiredner eingeladen. Wie überall im Ausland haben die AO-Leiter die Aufgabe, die Tätigkeit der deutschen Botschaften und Konsulate zu beobachten, da Hitler seinem AA mißtraut. Zu den »Fronten«, wie die schweizerischen faschistischen Organisationen genannt werden, hält Gustloff die gebotene Distanz. Geheimdienstliche Tätigkeit scheint er nicht ausgeübt zu haben.

Dennoch löst seine Tätigkeit in der Schweizer Öffentlichkeit immer wieder erregte Debatten aus. Mehrfach stellen linke Abgeordnete, in Graubünden, wie auch im Nationalrat Anfragen, die von der Regierung jedoch regelmäßig abgeschmettert werden. Gustloffs Tätigkeit sei nicht zu beanstanden, seine Ausweisung oder auch nur ein Verbot seiner Organisation nicht zu rechtfertigen. Schon diese innerschweizer Auseinandersetzungen zeigen eine sehr uneinheitliche Haltung gegenüber Hitlerdeutschland.

David Frankfurter: stammt aus einer altehrwürdigen Rabbiner-Familie, die einen guten Ruf genießt und dem Judentum schon viele ausgezeichnete Gelehrte geschenkt hat, wie der Schweizer Prediger Messinger nach Frankfurters Verhaftung in einem Gutachten ausführt. Den Plan, einen hohen Nazi zu ermorden hat er erstmalig 1934 in Frankfurt, wo er Medizin studiert. Spätestens im Herbst 193 5 gehen Mord- und Selbstmordideen bei ihm durcheinander. Den Plan, Hitler umzubringen, gibt er auf, angeblich, um keine Repressalien gegen die deutsche Judenschaft zu provozieren.

Die persönliche Krise: F. leidet seit dem 6. Lebensjahr unter schwerem Knochenfraß und wird deshalb im Laufe der Jahre mehrfach operiert. Das ärztliche Gutachten zeigt schwere Taubheit, erhebliche Operationsnarben und somatische Beschwerden, wie starken Dauerkopfschmerz, Arbeitsunfähigkeit etc. Das Verhältnis zur Familie, vor allem zum überaus strengen, orthodoxen Vater ist zerrüttet. F. hat nach Hause gemeldet, das Physikum bestanden zu haben. Im Winter 1935/36 gibt er an, demnächst Staatsexamen zu machen, obwohl er nicht einmal das Physikum hat. Im Prozeß erklärt er, er habe zunächst nur Selbstmord begehen wollen, da sein Leben keinen Sinn mehr gehabt habe. Später sei die Idee dazugekommen, vorher einen hohen Nazi umzubringen, um seinem Tod wenigstens einen Sinn zu geben. Mit der

Ermordung Gustloffs habe er ein Zeichen zum Widerstand setzen und die apathische Judenschaft aufrütteln wollen. In einer autobiografischen Skizze von 1950 beschreibt er, warum er nach Gustloffs Tod nicht Selbstmord begangen habe: Gustloffs Ermordung sei der Beweis dafür gewesen, daß sein Leben nicht sinnlos gewesen sei.

Nazistische Propaganda: Für die Nazis ist der Mord ein gefundenes Fressen. Endlich ein Nazi-Führer im Ausland »gefallen«, noch dazu von einem Juden getötet und dann noch in der verhaßten Schweiz. Gustloff wird im Triumphzug durch Deutschland gefahren und heimgeholt nach Schwerin, wo er mit beispiellosem Pomp von der gesamten Reichsführung mit Hitler an der Spitze beigesetzt wird. Gleichzeitig bricht ein wahres Gustloff-Fieber aus. Gustloff, der erste Blutzeuge des Auslandsdeutschtums, jetzt eingereiht in die Standarte Horst Wessel aller derer, die für die Bewegung gefallen sind und irgendwo über den Wolken über Führer, Volk und Vaterland wachen. Die Inszenierung der Totenfeiern und propagandistische Ausbeutung des Mordes gelingt den Nazis so trefflich, daß Goebbels zwei Jahre später, als Herschel Grynspan den Diplomaten vom Rath erschießt, knapp dekretiert: Propagandistisch zu behandeln wie Fall Gustloff.

Außenpolitisch wird der Mord der Schweiz und dem Weltjudentum in die Schuhe geschoben. Der deutsche Gesandte in Bern, Vater unseres Bundespräsidenten, gebraucht starke Worte, die auf Mikrofilm im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich nachzulesen sind. Seiner Auffassung nach hat die Schweizer Presse mit ihrer Hetze gegen Nazi-Deutschland den Mord provoziert. Zuviele jüdische und bolschewistische Asphaltliteraten treiben in der Schweiz ungestört ihr Wesen.

Dabei weiß Weizsäcker, wie haltlos seine Vorwürfe gegen die Schweizer Regierung sind. Der Schweizer Außenminister kriecht den Nazis förmlich in den Hintern und beschwört das gemeinsame Interesse von Schweiz und Deutschland im Kampf gegen den Kommunismus. Etliche Grundpositionen der Nazis, etwa in der sozialen Frage und in der Ausländerpolitik, finden in der Schweiz breite Zustimmung. Die Ablehnung des Mordes reicht von links nach rechts. Während die Linken die Tat als individuellen Terror ablehnen, rügt die bürgerliche Mitte den Mißbrauch Schweizer Gastrechts. Frankfurters politische Motive, auf die er sich ausdrücklich beruft, wie die gerade beschlossenen Nürnberger Gesetze und die Verfolgung der Juden im Reich, zählen nicht: Mord bleibt Mord. Die Schweizer Judenschaft distanziert sich von den Aktionen der Liga gegen den Antisemitismus. Es besteht kein Grund, Frankfurters Tat zu rechtfertigen. Sie betreut Frankfurter zwar, verhängt ihm jedoch praktisch einen Maulkorb und verpaßt ihm einen betont konservativen Anwalt: Entscheidend für den Mord war Frankfurters körperliche und seelische Zerrütung. Die antisemitischen Maßnahmen der Nazis haben seine krankhafte Phantasie lediglich noch bestärkt. immerhin nutzen die Schweizer Juden und das jüdische Informationsbüro Amsterdam den Prozeß dazu, der Weltöffentlichkeit über die nazistische Judenpolitik aufzuklären. Der Prozeß in Chur, Graubünden, beschert der örtlichen Gastronomie eine zusätzliche Saison. Journalisten und Beobachter aus aller Herren Länder. Die deutsche Pressedelegation marschiert von einem Regierungsrat Diewerge aus dem Propagandaministerium im Gleichschritt zum Gerichtsgebäude. Diewerge ist auch Verfasser zweier Bestseller über den Fall. Am Ende stehen 18 Jahre Zuchthaus und der Verlust der Bürgerlichen Ehrenrechte für Frankfurter. 1945, nach 8 1/2 Jahren, als die Schweiz sich unaufällig einem eifrigen Entnazifizierungsverfahren unterzieht, wird er vorzeitig entlassen und darf nach Palästina ausreisen. Die Begründung verblüfft nicht einmal: Wenn man damals (1936) gewußt hätte, was für Schweine die Nazis waren, hätte man seine Tat sicher anders beurteilt. Und noch deutlicher: Wenn es damals mehr beherzte Männer wie David Frankfurter gegeben hätte, wären Krieg und Holocaust vielleicht verhindert worden.

Mord als Katharsis: Alle, die Frankfurter nach seiner Entlassung zu Gesicht bekamen, schilderten ihn als gesunden, kräftigen Mann, dem man seine frühere, schwere Krankheit nicht mehr ansah. Aber auch Gustloff lebt auf eine seltsame Weise fort; als Name eines zum Flüchtlingsschiff umfunktionierten KDF-Dampfers, der im Winter 1945 mit einigen tausend Flüchtlingen an Bord in der eiskalten Ostsee unterging.

Emil Ludwig: Der Mord in Davos. März Verlag, 224 Seiten, 29.80 DM

Konkret 05/86, S. 70

Dietrich Kuhlbrodt

Der Kurosawa-Affekt

Zwei Filme des japanischen Regisseurs Akira Kurosawa laufen in den Kinos: □ Ran□ und □ Dersu Usale□ . Gewaltt□ tig der ei gef□ llig der andere. Dem einstigen Pessimismus ist die Wut □ ber den Zustand der Welt gewichen. Kurosawa dreht weiter

Am Ende von »Ran« (1985) tappt ein Blinder dem Abgrund zu; sein Stock stößt ins Leere; er zuckt zurück; ein zage Flöte meldet sich; das traditionelle Nö-Instrument bietet unbestimmten Trost; dann öffnet sich das Bild zur Totalen; es ist düster und leer geworden auf der Welt; von oben gesehen können die Zuschauer urteilen wie die Götter; nein, es gibt keinen Grund mehr zur Hoffnung, vielleicht noch einen, einen letzten zur Klage; so könnte es aussehen nach der großen Atomkriegskatastrophe; aber vorläufig wird es weitergehen; die Samurais haben einen ganz gewöhnlichen Krieg geführt: »Die Menschen genießen das Morden ohne Ende. So ist nun mal die Welt«.

Sätze wie diese fordern zum Widerspruch heraus, ebenso wie die Kriegsästhetik des Films, die das Morden zum Genuß macht. Zwölf Pfeile gleichzeitig durchbohren den Körper und hoch aufschießt die Blutfontäne. Ein Anblick für die Götter. Immer wieder zieht sich der Film aus der Nähe von Getümmel und Schlachtenlärm zurück und geht auf Distanz, in minutenlangen Einstellungen, die sich von den Dingen entfernen. Auch zu den Samurai-Kriegern und ihren Frauen und Vasallen stellt sich Nähe nicht her. Jedesmal wenn die realistischen Szenen Vertraulichkeit herstellen, brechen unvermittelt stilisierte Sequenzen ein, die mit der Technik des N□-Spiels Platz fürs eigene Urteil schaffen.

Kurosawa unterbreitet seine Geschichte dem Publikum. Die Ähnlichkeit mit Shakespeares Lear ist beabsichtigt. Fürst Hidetora übergibt in öffentlicher Sitzung seine Macht an Taro, den ältesten Sohn. Er ist alt geworden, und daher ist es Zeit »in Frieden und Freundschaft zu leben«. Die anderen beiden Söhne, Jiro und Saburo, werden mit jeweils einer Burg bedacht. Doch die Hoffnung auf einen ruhigen Lebensabend erfüllt sich nicht. Der Fürst hatte seine Macht durch 50 Jahre Krieg, durch Mord und Totschlag erworben. Die Verbrechen haben ihre eigene Dynamik. So ist es die Tochter seines Feindes, die er geraubt und seinem Sohn Taro zur Frau gegeben hat, die jetzt den privaten Rachefeldzug der Vertriebenen und Entrechteten inszeniert. Die Söhne Taro und Jiro erheben sich gegen den Vater, nur Saburo, der verkannte, kommt ihm zu Hilfe. Freilich zu spät. Das gibt ein grausiges, grausigschönes Gemetzel, ein Gemetzel an sich; bunt flattern die Wimpel: rot (Taro), gelb (Jiro), blau (Saburo); die Leichen liegen zuhauf; die Frauen erdolchen sich; die Burg steht in Flammen; der Fürst verläßt die Burg; die Realität ging längst verloren; wie ein Geist schreitet er durch die zurückweichenden Horden, allein und Blumen pflückend irrt er durch die Natur: »In einer Welt des Wahnsinns ist der Wahnsinnige allein gesund«. Fortan bleibt ihm als Freund und Pfleger einzig der Hofnarr, der schon vorher nicht in die Hofhierarchie einbezogen war. Der Narr über den Fürsten, der einst Herrscher war und jetzt Opfer: »Er sieht die Verbrechen, die er einst begangen hat«.

Der Film ist auch eine Tragikomödie. »Ran«: ein altjapanisches Wort für Aufruhr, Auflehnung, Chaos, Desaster. Neben dem Blinden ist es der Narr, der das Ran überlebt. Gespielt wird letzterer von einem in Japan sehr beliebten Transvestiten. Er ist der heimliche Held des Films, zum Urteil fähig und zur Frage, warum er eigentlich bei den einander mordenden Samurais bleibt. Als Motiv bleibt Mitleid mit einem alten Mann. Das ist eine vorläufige Entscheidung. Aber sie bringt endgültig den Film von den mythischen Höhen herunter. Wenn dort zu Wolkenbildern und Landschaftspanoramen von *dem* Feind, *dem* Krieg und *dem* Schicksal die Rede ist, dann geht es hier um so praktische Dinge wie ein Dach über dem Kopf für die Nacht. Daneben wird ein Satz wie »Wenn es Krieg gibt, dann gibt es Krieg, und dann war er unvermeidlich« von selbst fragwürdig.

Kurosawas Samurai-Schlachtfest lebt von Widersprüchen: von Kriegsspektakel und Endzeitweh, von historischer Genauigkeit und zeitgeschichtlichen Anspielungen, von japanischer Tradition und europäischer Kultur, von realistischer Abbildung und kritischer Zuspitzung, von bürgerlichem Pessimismus und vagem Vertrauen auf die Möglichkeit des Ausbruchs: in der Gestalt des Narren, mit Hilfe des Blindenstocks, durch die Macht der Kultur. Das bürgerliche Bewußtsein, das an diesem Film sein Leiden kurieren möchte, wird durch die Kraft der Inszenierung und den jähen Wechsel der Gemütsstimmung aufgeschreckt. Die Bilder entziehen sich zwar der sauberen Analyse, aber sie bleiben haften und beunruhigen weiter. Es wäre daher grad das Falsche, hier zu rühmen, daß alle so und so viel tausend Kostüme aus echten Stoffen nach authentischen Vorlagen in der und ' der Zeit geschneidert, dafür so und so viel Millionen aufgewendet seien und die Kostüme letztes Jahr im Centre Pompidou in Paris ausgestellt seien. Was hier zählt ist, daß jede Einzelheit das Ganze vermittelt. »Ran« ist ein Kunstwerk, das von Bildern aus gedacht ist und nur unter anderem als Geschichte, die sich aus ihrem Ablauf erschließt.

Kurosawa, 76 Jahre alt, war Maler, bevor er mit dem Filmen anfing. Als 19jähriger gehörte er zum »Bund - proletarischer Künstler« und arbeitete für die Kommunisten. Einige Jahre. Die Filmkarriere führte ihn in die Industrie. Mit »Rashomon« (1950) macht er sich und den japanischen Film erstmals und nachdrücklich im Westen bekannt. Der Versuch, den Ruhm zu nutzen und sich - mit dem Dreistundenfilm »Rotbart« (1965) und dem Vierstundenfilm »Dodes'ka-den« (1970) - mit gesellschaftlichen Problemen auseinanderzusetzen, führte jedoch zu einem - auch finanziellen - Fiasko.

1973 - 75 drehte er mit Geldern der Mosfilm unter Beteiligung des japanischen Filmstudios 41 einen sowjetischen Film am Ussuri: »Dersu Usala«. Sieht man diesen eindeutigen, seiner selbst sicheren, gutmütigen, ja naiven Film heute wieder - er läuft gegenwärtig in Programmkinos - dann vermittelt er das lebhafte Gefühl, daß für Kurosawa in den letzten zehn Jahren eine heile Welt kaputtgegangen ist. - Verfilmt hatte er Motive aus den Werken W. K. Arsenjews, einem Fernostforscher. Der Film beginnt mit einer Rückblende. Es ist 1910. Forscher Arsenjew steht an Dersus Grab und erinnert sich: 1902 traf er ihn das erste Mal, mitten in der Taiga. Beide waren, jeder in seinem Metier, Herrscher. Arsenjew führte als Offizier einen Soldatentrupp an, der die Taiga topografisch vermessen sollte. Dersu Usala war Jäger, autark. Sie befreunden sich, jeder ist dem andern nützlich. Sie trennen sich. 2. Teil: 1907. Wieder treffen sie sich auf der nächsten Expedition. Doch Dersu wird alt und braucht eine Brille. Er zieht in die Stadt ins Bürgerhaus des Offiziers. Doch hält er es dort nicht lange aus. Beschenkt mit einem Zielgerät zum Gewehr kehrt er in die weiten, dichten Wälder zurück. Doch lockt das moderne Instrument Mörder an. Dersu trifft der Fluch des Fortschritts.

Akzeptiert man »Dersu Usala« als einen Heimatfilm aus der Taiga und erfreut man sich der intensiven Aufnahmen aus einer intakten Naturlandschaft, wird man es leichter haben, sich über einige Widrigkeiten hinwegzusetzen. Eine nicht mehr intakte Kopie ist im Einsatz. Die deutsche Synchronisation hat sich für den großartigen Darsteller des Dersu eine unerträgliche Ausländersprache ausgedacht (»Schieße nix nötig, 1 Leut kommt«). Und, das geht auf Kurosawas Konto, verwendet wird europäische romantische Opernmusik. Die Stadtaufnahmen in Chaborowsk schließlich zeichnen sich durch hilfloses Chargieren gänzlich unbedarfter Schauspieler aus. Und nun geschieht ein Wunder: all diese Einwände sind null und nichtig angesichts der alles übertreffenden Ausstrahlung des großen kirgisischen Darstellers Maxim Munsuk.

»Dersu Usala« versöhnt Natur und Zivilisation. Der technische Fortschritt, vollzogen von den russischen Soldaten, verbündet sich mit den Kräften der Natur: mit Feuer, Wasser und Wind, von Dersu mit Namen angeredet und angebetet. Eine Off-Stimme bringt dazu die entsprechende Formulierung vom Einklang »der Gesetze von Natur, Militär und Fortschritt«.

Die Ästhetik von »Dersu Usala« paßt sich dem Weltbild von Offizier und Jäger an, und es ist wenig angebracht, sich darüber zu mokieren. Beide sind souverän in ihrem Bereich, und wenn Dersu stirbt, so ist das biologisches Gesetz oder allenfalls Folge einer unbedachten Wohltat durch den Vertreter der Zivilisation, der das Alter ein wenig hinausschieben möchte. In diesem Film gewinnt gar einer die Herrschaft über sich selbst wieder. 40 Jahre lang saß er als Einsiedler im Wald, dann raffte er sich auf und ging wieder unter die Leute.

In »Ran« ist es umgekehrt. Nach 50 Jahren Kampf zieht sich der Fürst zurück. Das macht ihn zum Opfer. Statt in der Harmonie von Freundschaft und Bündnis sich zu finden, zerfällt die Welt in »Ran« in Leid und Isolation. Der blinde Künstler und der Narr bleiben uns vor den Augen in einem grandiosen Chaos von Blut, Tränen und schweigender Großnatur. Je weniger es den Himmel schert, daß die Menschen sich umbringen, umso furioser steigert sich der Film. Ganz anders in »Dersu Usala«. Das Ende ist fad. An die kolonisatorischen Bemühungen des Offiziers aus Chaborowsk hat Kurosawa wohl nicht recht geglaubt. Der Wahnsinns-Ausgang in »Ran« erscheint dagegen als heftiges Stoßgebet und als öffentlicher Appell, nicht aufzugeben. In der Intensität, mit der der Film gemacht ist, steckt der Optimismus, der den Widerspruch zu den Opfer-Bildern erzwingen will. Kurosawa ist 76. Bei dem französischen Produzenten Serge Silbermann - »Ran« ist eine japanisch-französische Koproduktion - hat er den nächsten Film angemeldet.

Konkret 05/86, S. 72

Corinne Schelbert

Der Godard-Effekt

»Detective«, Jean Luc Godards letztes Werk, ist ein typischer Godard, wie man ihn bald jedes Jahr mit leichter Spannung und nicht geringer Resignation erwartet. Auch diesmal wird man nicht enttäuscht: Godard imitiert sich noch immer selbst um besten.

Die Reaktionen der Kritiker beim letztjährigen Festival von Cannes auf den neuen Godard waren nicht so gut. Die obligaten Börsenberichte signalisierten diesmal gemischte Gefühle. Die englische Kritikerin Penelope Houston fand, der Film habe auf sie keinen sonderlichen Eindruck hinterlassen. Eine Woche später jedoch, schrieb sie, sei er in der Erinnerung etwas prominenter geworden. Inzwischen habe man nämlich so viele verfilmte Drehbücher mit nur vereinzelt gelungenen Komponenten - Punkte für Dekor, Darstellung, Dialoge, usw. - gesehen, daß Godards Kompaktheit im nachhinein doch wohltuend wirke.

Man kann und soll im Kino Punkte vergeben, wenn einer sich selber treu bleibt. Godard ist die gestalt-gewordene Nouvelle-Vague-Nostalgie, sein eigener kinematographischer Antiquitätenladen. In seinem neuen Film geht es, Eigenzitat, um »eine Frau, zwei Männer, eine Liebesgeschichte, einen Boxkampf und die Mafia«. Der Boxer, tumb und hübsch wie sich's gehört, heißt »Tiger Jones«. Einen solchen Namen kann sich nur noch Godard leisten. Laurent Terzieff, ein Veteran der Neuen Welle, räkelt sich im Hotelzimmer, umgeben von Taschenbuch-Krimis, und rezitiert vor dem Bildschirm einer Überwachungskamera mit sonorer Bühnenstimme Gedichte. »Und die großen Städte, Herr, sind verdammt, die großen Städte haben nichts Wahres«. Er rezitiert in der Folge, muß man annehmen, Baudelaire, Saint-John Perse, Diderot, Céline oder ähnliches. Bei Godard wird immer viel zitiert, werden Buchdeckel kokett schnell in die Bildmitte gerückt. Wer's kennt, hat Glück gehabt, wer's nicht checkt, ist der Dumme. Godard macht ja intensives Bildungskino, Fetzen von den »schönsten klassischen Melodien« sind nachgerade nicht mehr wegzudenkende Bestandteile seiner Tonspur.

Die Godardsche Ungeschichte spielt in einem Pariser Hotel der Jahrhundertwende, gefilmt ist der Schauplatz mit der bei Godard Routine gewordenen Brillianz. Alles scheint von der Wirklichkeit entrückt, die Protagonisten wandeln als ihre eigenen Klischees durch die Gänge: Der abgefuckte Luftlinienpilot (Claude Brasseur) mit einer schwierigen Ehe, die feinsinnigresignierte Ehefrau (Nathalie Baye), die hinter geschuldetem Geld her ist und die dem aristokratischen Mafioso (Alain Cuny) sowie dem weltmüden Kampfpromoter Jim Fox Warner (Johnny Hallyday) im Zuge der Schuldeneintreibung auch mal feministisch-poetische Wahrheiten an den Kopf wirft und der kindliche, übereifrige Amateurdetektiv (Jean-Pierre Léaud). Godard ist bei aller Abgeklärtheit, was die existentielle Geworfenheit seiner Protagonisten betrifft, kein Feind des Fleisches: Zwei bis drei halbnackte bis nackte Groupies drängen sich ins Hotelzimmer des Boxers, ein appetitliches Jungmädchen unterbricht allemal das sonore Poetengesäusel des Dichterfürsten Terzieff . Auch die Elemente der Moderne finden ihren Platz: Informatik und Showbusiness werden thematisiert, ein Groupie ist durchaus imstande zu einer tiefschürfenden Bemerkung über Pornovideos vor allem, weil deren Signets vis-à-vis vom Hotelfenster ihr vulgäres Haupt recken.

Godard hat letztes Jahr in Cannes auf der Pressekonferenz eine Torte ins Gesicht geschmissen bekommen. Es gibt Leute, nicht die Uninformiertesten, die sagen, Godard habe das selber inszeniert. In der Tat fällt es schwer, bei diesem routinierten, sich selbst reproduzierenden Filmemacher an die Authentizität solch emotionaler Reaktionen zu glauben. Fast schon legendär ist auch der gleichtags in einem Restaurant auf einer Papierserviette abgeschlossene Vertrag mit einem Vertreter der Cannon-Gruppe. Es ging damals um die Verfilmung des »König Lear«, inzwischen, so hört man, will Godard für diesen marktbeherrschenden, supererfolgreichen Produktionsramschladen bloß ein Interview mit Norman Mailer drehen, nichts als das. Den Cannon-Leuten ist alles wurscht; sie kauften den Namen Godard wie einen Markennamen, Godard ist für sie wie Adidas oder Heineken. Godard ist das auch wurscht, er, der überlebende »auteur« einer unwiederbringlichen Ära, die letzte Ein-Mannshow des Kinos, der letzte Mohikaner im Kampf gegen die Vereinnahmung des Gewerbes, macht aus allem was. »Detective« ist schließlich auch nichts anderes als die Improvisation auf eine lamentable Krimistory des Produzenten Alain Sarde.

Im Film sinniert der Mafioso Cuny auf dem Abort: »Wir befinden uns hier nicht in einem kleinen französischen Film, wo die Darsteller glauben, zum Denken müsse man bloß den Mund öffnen«. Godard verachtet den kleinen französischen Film von Herzen, diesen »film moyen, bon chic, bon genre«. Er sperrt sich dagegen, und, weißgott, erfolgreich. Er reitet auf seinen Versatzstücken herum bis zum Gehtnichtmehr. Stopp: Es geht immer noch. Godard nimmt das Verbrauchte und macht es wieder wie neu. Der Alt-Rocker Johnny Hallyday, überdauerndes, hüpfendes Teenie-Idol der sechziger Jahre, ist unglaublich gut in diesem Film, er hat so etwas Müdes, das zu Tränen rührt. Und Claude Brasseur, der populäre Held unzähliger unbedarfter französischer Komödien, von dem Godard sagt, er habe ihn gewählt, weil er ihn in einem schlechten Film unglaublich gut fand, ist eine ebenso ergreifende Dumpfbacke, die im Hotelzimmer wie zu besten »Le mépris«-Zeiten das Ende der Liebe zelebriert.

»Was geht eigentlich in einem Godard-Film vor?«, hat sich letzthin ein Kritiker gefragt. Niemand weiß das so recht. Aber das Nichtverstehen ist zu einer lieben Gewohnheit geworden. Ich jedenfalls freue mich auf den nächsten Godard.

Konkret 05/86, S. 74

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

GÄLÜBDÄ HADERLUMPERDÄ CÄHÄSU-FRAKZION DACHAU! Mir hier obän in den äwigän Gefielden verfolgän eia unsäligäs Thun vollär Schaden freide, weil es uns nicht mähr erwischd im Rägän, sondern ihr schdähd da ohnä Paraplü, und äs gähd eich grad rechd naß nei in eiern teiern Loden, wo nichd mähr nach Kuahscheiße stinkt, sondern er ist vom Dietl aus Minken und drunta stinkts recht greislich nach Deo. Mir aber missän nichd mähr Polledig machän, sondern mir schaugen hinabi in die Abgründe von eiara Sääle von eich Graffebrüader und schaugen Video. Kennz ihr, gälübdä haderlumperdä Cähäsu-Frakzion, den Fülm, wo Rosmarin gesägnätän Leibes isd mit ihrein Bäbi, haber der Gottseibeiuns war ieber ihr gäwäsän und had derselbe sie begattet und Rosmarin muhs ein blatternnarberts, zwieschwoafiges und gehörndäs Büaberl austreiben aus ihrem Schaftse, also dinkät mich eia Zustand dieser Tage, weil der Antinazi, der äcklhafte, had eich hinterricks in der Nachd, wo'z ihr gschlaffa habz, had er eich beschbrungen, auwäh, dieser Antinazi haber ist der Fürscht der Hölle und heußt »Förderverein Internationale Jugendbegegnungsstätte«, und had er eich beschbrungen wia in der freien Tierbahn und seiz ihr jätzärt schwangär und gesägneten Leibes, haher ihr wollz es nicht austrei'm, das Kindlein, welches unter eierm Farisäahärzn flaggt, und eia Atäm heicheld und hächeld vor lauta Schdräßwähen, und ihr mißd aus dem Arschloche schbrächen, weil es mit dem Mundä nichd gähd vor lauta Heicheln und Hächeln und eiere Wampn is geschwolln wie einä Wassaleichä, haber aus dem Arschloche kombt es eraus, dahs es der Sau grausd, und nimbd sie liebär reisaus die Sau, als wie dahs sie eich ihr Gehör schengt, die Sau, wo's graust. Weil es graust ihr haber, weil es nichd grisdlich isd eia Thun und wärä der Härr Jesu Grist nichd angenagäld, dann däd er eich das Grux ins Greiz neihaun, dahs ihr grien und blau wärn daaz und eia Geschreu daadens no in Affrika heern bei die Näga. WeiIz ihr bei jädäm effendlichen Auftritte eiere valoganän Baazlaugn einwärz draahz und lamentierz grad ausgschamt, dahs der Dachauer Bürger, wo er im Auslandä bäfindIich isd er keine Freide nichd had am Badeschdrande und in där Pinto Pulpo, wo es Wurschdl kon Krauti giebd, und kan er nichd ruhig ähßen und sauffän unsoweiter, weil er muhs seine Vattastadt Dachau verleignen und falsch Zeignis ablägän, also dahs er aus Minken kimbt oder kimbt aus Bruck aber er darf nichd aus Dachau kemmen, weil sonst messerspitzelt ihn der Auslanzmann und verhehnt ihn, sodahs er plutend hinstirzt, und sagt der Kanacka zu ihm rächd fräch: »Du Kazätmann Dachau, du vill tott, Hund!« Und fahrt schon kein Dachauer mähr ins Auslandä, weil dahs er das plutige Spiehsrudnsausn nichd mähr aushäld in der Xundheid und sagd ihm auch die Orzgrangencassa von Dachau, dahs sie nimma zallt und er isd ausgschdeierd. Wo er haber nix derfür kann, dahs in seiner Vattastadt das Kazät wahr, haber Dachau had auch ein Widdersbacher Schlohs midana scheena Barockdecka füaßawie vom Fuaßboden und had auch Äßbahn und Mäcdonald und kostet die Volksfestmaß lädiglich viersiebzich. Und sind auch Büldl gmalt worrn friehär, nach där Natur, haber schbrichd keine Sau darieber, weil immer nuhrKazät undKazät und Kazät.

Lätztänz haben mir auf der Schafkopfwolke gesähsen, meine Volgsfärträterwenigkeit, der jiedische Viechhandla Jacob Goldhorn und das Zigeina-Simmerl und wie der rote Kare aus Minken ein Schellen-Solo tout angäsagd had, had er nichd außakernmen können, weil eia Erster Bürgermeister Reitmeier war betriebd in seina Sääle wie der Hiob mit die Geschwäre und had grad gejammerd, dahs es godderbarmd: »Die Bürger Dachaus teilen das bedauernswerte Geschick der meisten Zigeuner, ohne jegliches persönliches Verschulden mit einem schlechten Ruf leben zu müssen, gerade wir Dachauer kennen die Nöte von Minderheiten, denn auch wir zählen zu einer ganz kleinen, von Diffamierung verfolgten Minderheit«. Und had der rote Kare mid sei'm Schellen Solo tout nicht rauskemmen kennen, weil der Viechhandla-Jacob und der Zigeina-Simmerl haben Roz und Wassär in die Kartän geweihnd, haber der rote Kare had gesagd, ausschpuin, oder nei gebn und dahs der Reitmeier Bebberl sei letztä Ziegarrn am Fegfeia anzündän kan, wänn er immär so schdören duhd. Gälübdä haderlumperdä Cähäsu-Frakzion Dachau! Mir haben dan wiedär unterbrächän missen, weil eia Christmann, der Härr Landrat, mit insere Närvän Achtaban gfahrn isd und had der hochwärthe Cähäsumann Christmann gesagd: »Wenn man sich die Mühe macht nachzuschauen, was die Reichskristallnacht war, stellt man fest, dies ist keine Frage des KZs gewesen, sondern hat sich auf den Marktplätzen abgespielt, die Gedenkfeier müßte eigentlich auf dem Marienplatz in München stattfinden, statt dessen nutzt man die grausame Kulisse eines Konzentrationslagers, um hier eines völlig artfremden Vorgangs zu gedenken.« Da isd ins vieren allesambt die Virdschina ausni Mäu gefahllen und had mein Freind Jacob, wo einä jiedisch-dialegdische Fozzn had, gesagd, Josef, had er gesagd, disses isd rechd gschbassig, weil dahs es nichd artfremd heußen muhs sondern rassefremd und kann nur so einä Schandä wärdän vor där grausamen Kulisse, weil war doch die Reichskristallnacht nicht verwant und nicht verschwegert mit dem Kazätte und had sich disses lädiglich abgeschbield auf dem Marienplatze wie Bayern Minken gägän Brämen. Gälübdä haderlumperdä Cähäsu-Frakzion! Da haben mir eine Hepfa gehabd. Haber einmal had es ins die Weißwürschd zerrihsen, wo eia Vorsitzender Englhard verkindet had: »Die vielen Schulklassen, die die KZ-Gedenkstätte besuchen, können das beschämende Kapitel Drittes Reich neutral auch in der Schule behandeln. « Wälchäs ja stimbt, weil is där Fascheißmus ausgestorben wie der Maikäfer und isd das ein

Gabiddäll zum ummibläddärn und isd disses neutral zu behandeln und nicht Sondärbehandlung, sondern wie Biene in Biologie und Reihenhaus in Rächnän »und Hitler in Heilkundä«, had der rote Kare gesagd und gelachd, der Hundling.

Ja, gälübdä haderlumperdä CähäsuFrakzion Dachau, ös seiz scho a paar gschopfate Haubendaucha, haber es hülft koin Nodhälfär nichd noch Hächeln und Heicheln und aus dem Arschloche schbrächen, sondern ihr mißt es austreihm das Kindlein »Jugendbegegnungsstätte« und mißt es an eiere Bruhst lägän und ihm eiere Milli gäbän wie die Rosmarin im Füllm Rosmarins Bäbi ihrem kloana Teifi die Milli giebt. Und eiern Birgermeister Reitmeier mißts ihr zu die Einladungen vom »Kuratorium Jugendbegegnungsstätte« schiggan und nichd dahs er keune Zeit had, weil er muhs den Hofrat »Guggi« aus Klagenfurt vom »l. Kärtner Kriegerverein« empfangen im »Ludwig-Thoma-Stüberl«, zu Dachau wie solches am 25. März a. D. 1986 geschäften. Gelobät Behserung, gälübdä haderlumperdä Cähäsu-Frakzion Dachau, sunzt schdroafd eich da Blietz!!

Eier Josef Filser

(bayr. Landtagsabgeordneter im äwigän Ruheschdande und Mitglied im Förderverein Jugendbegegnungsstätte Dachau, c/o Hannes Otter, Alte Römerstr. 75, 8060 Dachau, Tel. 08131 / 15956). Spenden: Sparkasse Dachau, BLZ 700 5140, Kto. 982173.

Konkret 05/86, S. 77

Hans Ulrich Reck

Ein Triumph der Leere: Weißer Funktionalismus

Die Flucht aus dem standardisierten Wohnen hat neue Standards hervorgebracht, die von den alten so verschieden nicht sind. Bilder aus alternativen Behausungen in Hamburg und Westberlin (Fotos von Bernd Euler) konfrontiert mit einem Text.

Üblicherweise bringt man Wohnen mit einem Ausdruck persönlicher Bedürfnisse zusammen. Weshalb eigentlich? Offensichtlich sollen Funktionen, die unsichtbar bleiben könnten, mit Bedeutungen aufgeladen werden. Dann eignen sich natürlich besonders ausgefallene Räume, Fabriken, Ruinen, lofts für eine Umwertung. Es geht nicht mehr ums Wohnen, es geht ums Zelebrieren einer geradezu sakralen Landschaft. Der Gestaltungsdrang kittet die Risse in den Wänden, macht zu etwas Eigenem, was allgemein ist und behauptet dieses Eigene, ritualisiert seine Zeigbarkeit.

Bei so hochgestylten Wohnwelten werden zwar auch Besitzgier und regressive Besetzung von Eigentum mit einem rhetorischen Glanz von behauptetem Glück sichtbar. Es geht aber tiefer darum, eine erfolgreiche Vernichtung von Abfall vorzunehmen und damit einen Stil zu behaupten. Was ist Stil? Zunächst bloß, was auffällt. Ohne Aufmerksamkeit versinken Stile immer wieder im Müll. In der Phase der Entwertung von Dingen landen diese auf Flohmärkten, in der Phase der Aufwertung gelangen sie in Galerien und Museen. Im Zustand ihrer absoluten Unwertigkeit zerfallen sie als Müll, sie werden unsichtbar: rohe Materie. Die Aufwertung setzt aber dort ein. Der Triumph eines Stils ist die Vernichtung der Herkunft der Dinge, denen er sich einprägt. Er ist die Vernichtung von Abfall.

Schon Henry Ford hat dafür plädiert, den Bausektor unter die organische Kontrolle des Kapitals zu bringen und den Verbraucherkreislauf dadurch anzukurbeln, daß Wohnen und Reproduktion als Selbstbehauptungszonen freigegeben, im ganzen aber unter die Kontrolle der Befehlszentralen gebracht werden: hoher Lohn gegen die Bezeugung der Einordnung in das Arbeitsprinzip der von Patrons geleiteten Fabrik. Die moderne Architektur hat - mit subjektiv anderen Zielen - hier kräftig mitgezogen. Le Corbusier wollte zum Beispiel dem Architekten wieder Raum schaffen; ganze Städte - unter anderem Paris und Moskau - sollten dem Erdboden gleichgemacht werden. An ihre Stelle hätten übersichtliche Sektoren' menschlicher Verrichtungen zu treten, in denen der Mensch sich auf der Höhe seiner Zeit bewegen könne: Wohnmaschinen, die Glanzästhetik einer neuen Wohntechnologie, Stahlrohre. Der Architekt als Humantechniker für physikalisch verstandene Problemfelder: Regeneration des Körpers als Gefäß für Energieverausgabungen. Die Gestaltungselite der ersten Jahrhunderthälfte hat uns objektiv - zum Beispiel über die ästhetische Veredelung der Maschinenästhetik im Wohnbereich - die inszenierte Massenverödung, den sogenannten sozialen Wohnungsbau beschert. Seither wirkt die stolz vorgetragene Veredelungsästhetik gesellschaftlich verlogen und individuell korrupt.

Davon zeugt auch Siegfried Giedions Manifest 'Befreites Wohnen' von 1929. Er fordert dort Häuser, »die uns das Leben erleichtern«.

Das angemessene Lebensgefühl äussere sich als Forderung nach Licht, Luft, Bewegung und Gesundheit. Dem neuen Architekten müsse es um die »innere Einheit von Industrialisierung, Konstruktion und Gefühl« zu tun sein. Das drückt exakt aus, worum es auch in Corbusiers Wohnmaschine geht: die Sektorisierung und Rationalisierung der gesamten Lebensprozesse. Die innere Reinigung vollzieht sich im Einklang mit der Erschliessung noch nicht verfügbarer Räume - ein ständiger Kampf gegen das Niemandsland, gegen dunkle und gefährliche Zonen. Ziel: aseptische Räume, ordentlich, handlich, übersichtlich. Nichts für dunkle Subjekte.

Das Schlimme an diesen avantgardistischen Konstruktionen ist, daß sie ästhetisch und konstruktiv den Generalsäuberungsplan zum Leitbild städtischen Wohnens erheben - in Sichtnähe zu handfest reaktionären Ideologien. Ausgeglichene, gesunde Menschen sollen dem Gemeinwohl dienen und sich reibungslos in die verschiedensten maschinellen Sektoren einfügen - Arbeiten, Erholen, Bildung, Vergnügen werden zu Leistungen einer ästhetischen Sportlichkeit. Wohnungen wie ein Joggingdress, puritanisches Wohnen, gesundes Leben, der Zwang zur Sauberkeit - kein Wunder, daß das Vorbild von Giedions 'Befreitem Wohnen' das Sanatorium ist: rationaler Grundriß, hygienische Stahlrohrmöbel; ein weißer Funktionalismus. Der Kampf um Sauberkeit wird hier zu einem Krieg gegen den Schmutz. Das macht diesen weißen Funktionalismus - historisch und ästhetisch - zu einem Skandal.

Die Mechanisierung des gesunden Menschen ist nichts anderes als Legitimation des Zwangs zur Liquidierung von Dreckherden und Schmutzzonen. Der moderne Funktionalismus greift auf seine Weise bewußt auf tief sitzende Dispositionen, um Mechanismen handhaben zu können.

Wohnen hat sich den funktionellen Erfordernissen der Arbeit einzupassen. Es wird zum Hebel des volkswirtschaftlichen Ordnungsprinzips. Wohnen wird in präzis diesem Sinne zu einem Stück Arbeit. Giedion fordert Eingriffe in den »ganzen Menschen, nicht bloß in seine ästhetischen Überreste«. Damit sind alle nicht-funktionalisierbaren Traditionen, Verhaltensweisen und Ansprüche gemeint, alles, was noch nicht der Arbeitsmaschinerie einverleibt worden ist. Daß Wohnen und Arbeiten zu sportlichen Bewährungsproben eines triumphalen Körpers erhoben werden; daß der Mensch sich permanent und freudig den reinigenden Apparaturen entgegenwirft - Seife, Sonne, Licht, Selbstdisziplin, Stahlrohrmöbel,

Askese -, finde ich so schon katastrophal. Daß aber der gesamte immobile Bereich zum Hebel der Ausmerzung sogenannter ästhetischer Überreste wird, die sich der aseptischen Vision vom reinigenden Sanatorium - in letzter Instanz wohl das gesunde Volk - unterwerfen sollen: das verschärft die Frage nach dem Zusammenhang von Wohnen und Widerstand, der auf den ersten Blick nicht offensichtlich ist. Deshalb nicht, weil es hier ja nicht um Fragen nach Bodenrecht und Eigentum geht, sondern um den ästhetischen Umgang der Menschen mit Innenräumen.

Wohnen als Faktor einer Widerstandskultur - was bedeutet das ästhetisch? Was es nicht bedeutet: selbstgefällige, kokette, eitle und korrupte Wohneinrichtungen, in denen Geld sich paart mit zynisch gepflegter Inkaufnahme entfremdeter Arbeit, mit regressiven Ersatzbildungen eines Design als Selbstbehauptung, die gegen besseres Wissen entfremdete Arbeit in ästhetische Lüge verwandeln. Verkleisterte Gehirne, gut designte Wohnwände, zu Ende geordnete Lebenstechnik. Dagegen ist zu setzen: in einer Epoche der Verstärkung der Unterdrückung mit immer neuen Mitteln; in einem Zeitalter, in dem mit dem unantastbaren Gebot der Gesundheit, mit Körper, Licht, Luft, Bewegung und Raumbedarf Kriege angezettelt werden; in einer Aera, in der sich die funktionelle Heilserwartung des Sanatoriums in Regierungsgebäuden bewährt; in einer Gegenwart, die mit Star Wars und Kriegsspielerfindungen im Namen der Sauberkeit mit den schmutzigen Hinterzimmern der Industrienationen aufzuräumen droht; in einem Jahrhundert, in dem der gesunde Geist im gesunden Körper sich als Fähigkeit zum Genozid bewährt, in einer Zeit, in der sich Sauberkeit und Ordnung in strategische Begriffe der Kriegsführung verwandelt haben - scheinen Dreck und Zerfall, Risse und Hinfälligkeiten, Lichtscheuheit und Müßiggang, Laster und Zerstörung der Ideale der Gesundheit wahre Schlupfwinkel einer menschlichen Existenz. Was wir bräuchten, das sind Räume und Häuser, die man benutzen kann wie ein beliebiges Ding: Wegwerfinstallationen, die man wie Strandgut aus dem Sperrmüll fischt; Schrotthäuser, die eine menschliche und nicht eine unmenschliche Lebensdauer haben. Es geht immer mehr um die Verflüchtigung des Immobilen. Statt dessen jedoch sehen wir überall die Regressionsblüten der Heimats-, Heim- und Heimlichkeitsneurosen wachsen: Wohnen als Mischung von Uteruswunsch und privatkriegerischer Endlösung im Kampf gegen Mächte des Dunkeln: Triumph des Stils über die Produktivität des Abfalls, Glanz der Leere gegen den Luxus des Elends. Dagegen ist zu setzen, daß in der Architektur des Wohnens es nicht mehr um die sogenannten menschlichen Bedürfnisse gehen sollte. Was wir ertragen lernen und nutzen sollten, sind nicht Räume, sondern Grauzonen, nicht Öffnungen, sondern Ausgänge; nicht Integration, sondern Segregation; nicht Fortschrittlichkeit, sondern Indifferenz; nicht Funktionen, sondern Störungen; nicht Realisierungen, sondern Zersetzungen; nicht Fertiges, sondern Unfertiges; nicht Gelingen, sondern Scheitern; nicht Produzieren, sondern Zerfallenlassen; nicht Tun, sondern aktives Unterlassen; nicht Wände, sondern Risse. Statt Einrichtungen und Umgebungen nach vermeintlichen Wünschen, die wir fälschlicherweise für klärbar und greifbar halten, gewalttätig umzuformen, sollten wir Dinge belassen, wie sie sind, um mit ihnen spielen zu lernen. Das Schrecklichste an solchen funktional perfektionierten Wohnendlösungen ist, daß sie die Subjekte mit großem Aufwand auf ihrem tiefsten Niveau einfrieren.

Siegfried Giedion: Befreites Wohnen, TB Syndikat/EVA, 120 S., 12.80 DM

Konkret 05/86, S. 84

Christel Dormagen

Melancholie und Südsee

Vom unendlichen Aufbruch. Oder: Das Schiff im Garten

Morgens früh geht Hänschen aus dem Haus, sagt der Mutter noch auf Wiedersehn, und fort ist er. Über Tag erlebt er allerlei Schönes und Aufregendes, vergißt sich im Spiel. Es wird schon dunkel. Flink macht sich Hänschen auf den Heimweg. Da ist die heimatliche Straße schon. Und jetzt gleich das Haus -? Aber das Haus ist nicht da. Es ist fortgegangen... Hänschen ist sterbensunglücklich.

Ich war es auch, als Kind, wenn ich »Das Märchen vom weggelaufenen Haus« las.

Fortgehen und aufregende Dinge erleben ist fast das Schönste auf der Welt. Und das Allerschönste wäre, wenn das Haus mitgehen könnte, wenn die heimatliche Höhle - sie braucht ja nur ganz klein zu sein - immer mitkäme. Eine Schnecke müßte man sein! Da könnte man überall hin, und nachts rollte man sich in die heimischen Federn. Nur - überall käme man doch nicht hin. Festen Boden unter den Füßen muß es schon geben.

Fliegen - fliegen kann ich nur im Traum. Mein Häuschen - auf dem Rücken geschnallt - wäre mir zu schwer.

Wir waren zu dritt und spannen Auswander-Garn. Und saßen dabei auf dem modischen Land. Das Alltags-Berlin hatte es seit einem halben Jahr nicht mehr sein sollen. Fort hatten wir wollen, lang vorher fleißig Spanisch gelernt - unklare Lateinamerikapläne im Sinn. Lateinamerika war dann während der Planungszeit zu Spanien geschrumpft und Spanien zu eben einer Kate auf dem norddeutschen Land.

Während der Vorbereitungszeit hatte sich nämlich das Schneckenproblem in unseren Köpfen eingenistet: Da werden wir eines Tages das Häuschen in Spanien haben, und was dann? Dann müssen wir plötzlich dort bleiben. Zwischen Leuten , die nicht auf uns gewartet haben. Dann lieber schön vorsichtig anfangen. Im Dorf kannten wir uns schon aus von früheren Besuchen und waren doch fremd genug. So saßen wir also in unserer provisorischen Hütte, spielten ein wenig Landleben. Aber die archaische Schneckenhaussehnsucht hakte sich fest. Was kommt heraus, wenn es DIE unendliche Reise sein soll? Eben die »Große Fahrt«. Wir steigen ein und schwimmen einfach fort. Ein Schiff sollte es sein. Ein Segelschiff natürlich. Das konnte überall hinfahren, so viel Wasser, wie es auf dem Erdball gibt. Und der Wind ist umsonst.

Ach, da kann ich endlich fahren, wie mein Herz es wünscht. Dümpeln, im Hafen liegen. Trink Auge, was die Wimper hält. Bis zu den Antipoden, - wenn der Wind will - den Leuten, die auf dem Kopf gehen. Da unten, hinter den sieben Weltmeeren, auf der anderen Erdhälfte. Und endlich brauche ich mich nicht mehr zu entscheiden zwischen Valparaiso, Los Angeles und La Coruna. Mich festlegen, Zielorte ausschließen. Außer den Alpen natürlich und Zentralasien. Aber da stoßen die Augen auch immer so schnell an. Wir fangen Feuer.

Eines Maiensonntags fahren wir aus unserem 100-Seelen-Dorf nach Travemünde, in den Yachthafen, um uns »unser Schiff« auszugucken. Da ist natürlich nur eines, das uns gefällt: ein schwarzhölzerner Dreimaster mit samtweinroten Segeln.

Unsere Auswahlkriterien sind noch märchenhaft schlicht: sieht es auch schön aus, und hat es Platz für uns und all unsere beweglichen Wünsche? Aus Holz soll es sowieso sein. Wer wollte denn auf Plastikplanken am Alu-Mast gelehnt über den blau sich rundenden Horizont schauen!

Ein anderes Schiff, das uns gerade eben geräumig genug scheint für einen 3-Personen-Haushalt, steht zum Verkauf. Wir fragen nach. Es kostet 600.000 Mark. Wir haben allerdings nur 40.000. Erste Irritation.

Da müssen wir halt ein kleineres kaufen und ein nicht ganz so schönes. In der nahen Kleinstadtbibliothek leihen wir Segelbücher aus. Beim Landfreak-Lagerfeuer-Weinabend weiß einer einen, der kennt einen, der ein Boot besitzt. Wir fahren hin - weit über Land. Einzige Ausbeute ist ein dickes Buch über »Schwerwettersegeln«.

Wir teilen die Welt neu ein: in Leute, die was mit Schiffen zu tun haben, und solche die keine Ahnung haben. Wir lernen eine neue Sprache: Ein Kleinstadtkiosk führt das »Hamburger Abendblatt.« Auf dem Küchentisch steht ein Glas für Groschen und Markstücke. Am Wochenende werden dann Annoncen studiert. Bald finde ich mich zwischen »Gfk«, Cwl« und »Lüa« zurecht. Zu »Plicht« - dem seemännischen Wort für Fahrerstand - möchte ich aber oft noch Pflicht sagen. Mit den Groschen telefonieren wir aus der öffentlichen Telefonzelle nach 040, 04621, 0431, 04103... Und ich lerne magischen Dreisatz: Wenn ein Boot von neun Metern Lüa (=Länge über alles) 12.000 Mark kostet, dann kostet ein elf-Meter-Boot nicht einfach zwei Neuntel mehr, sondern 50.000 Mark. Ich stelle mir einen 19.000 Mark teuren Meter vor.

In einer Anzeige steht »10.50 mal 3.20«. Vor unserer Haustür malen wir den Grundriß auf den Weg, legen - schön bauchig - den Schiffsumfang mit Stöckchen aus. Wir stellen uns zu dritt hinein: Mein Gott, wir stoßen ja aneinander!

Die Nächte sind bevölkert mit Moby Dick und Käpt'n Hook, mit Lord Jim und dem Fliegenden Holländer, die bei Mövengeschrei und Pemmikan von Schatzkarten, Roßbreiten und Skorbut reden.

Tagsüber wird am Telefon um Preise gefeilscht, lerne ich, was ein teilmarinisierter Motor ist und ein kadarnisch aufgehängter Kocher.

Und eines Tages entdecken wir den Schweiger.

Einige Dörfer weiter, auf einer Weide am Straßenrand, war mir schon bei früherem Vorbeifahren ein großer rostiger Schiffsrumpf in den Augenwinkeln hängengeblieben. Unterm neuen Blick wird aus dem seltsamen Kriegsüberbleibsel eine 14-Meter-»Stahlausbauschale«.

Wochenende um Wochenende, Ferien um Ferien, jahrein, jahraus kommt er schon, der Schweiger, der Mann aus Hamburg. Die Taschen voll Werkzeug, immer allein, haust er nachts in seiner gemieteten Scheune und steht tags auf der Leiter, die am aufgebockten Rumpf lehnt. Für ein paar lange Minuten stellt er seine Trennscheibe ab und steht lächelnd unseren blinden Fragen zu Verfügung.

Ja, er baut sich eine Stahlyacht.

Nein, er weiß noch nicht, wann er fertig sein wird - »vielleicht nochmal sechs Jahre«.

Ja, er hat den Stahlrumpf selber zusammengeschweißt, die tonnenschweren Platten mit einem selbsterfundenen Flaschenzugpatent allein gehoben.

Nein, er arbeitet nicht nach fertigen Plänen.

Ja, er will irgendwann losfahren.

Nein, er fährt nicht mit anderen. Die haben ihm auch nicht geholfen, und eigentlich stören ihn andere nun Er wird alles so konstruieren, daß er einhand segeln kann.

Nein, er kauft keine Fertigteile. »Das kann man doch alles ganz einfach selber machen«.

Wir sind entlassen.

Sprachlos.

Inzwischen ist das Landjahr um, wir gehen zurück nach Berlin. Am Bahnhof Zoo gibt es das »Hamburger Abendblatt«. Immer noch suchen wir.

Die Vorstellungen sind mittlerweile genauer geworden: ein Langkieler mit Stehhöhe soll es sein, und Naßzelle. Wir wissen, wieviel man runterhandeln kann. Wir telefonieren, schreiben, kriegen Briefe mit kleinen Farbfotos (»das bin ich auf unserer Seejungfrau letztes Jahr im Mittelmeer«), großen Bestandslisten zu handgemalten Skizzen (»leider stimmen die Maße nicht ganz«) und detailfreudigen Qualitätsnachweisen (»den ganzen Rumpf habe ich mit Hempels Yachtfarbe gestrichen«)

Wir kennen nun Kiel-Schilksee, ohne Kiel bemerkt zu haben, nehmen die Husumer Stadtmitte in Kauf, um zu ihrem Ende zu gelangen, finden in Schleswig schlafwandlerisch sicher den Hafen. Wir können geläufig durchblicken lassen, daß uns ein Van de Stadt-Riß am liebsten wäre.

In einem kleinen Rendsburger Yachtclub liegt dann UNSER Schiff. Das wollen wir haben. Dieser in dumpfem Rotgrün bemalte Stahlkörper soll unser fahrendes Häuschen sein. Das Schiff ist noch nicht fertig ausgebaut, da Frau und Kinder des Besitzers streiken: Sie wollen von Wasser/Boot/Fahren/Basteln/Sparen nichts mehr hören und sehen, aber wir werden das schon schaffen, zu dritt! Was wir nicht können, lernen wir halt. Und unsere Zukünftige ist ja nur 3.30m Breit und 10.60 lang. Sogar stehen können wir in ihr.

Wieder wird geschrieben, telefoniert, verhandelt. Ein befreundeter Spezialist entdeckt Mängel an der Liebsten. Die kosten dann 12.000 Mark weniger. Ich unterschreibe den Vertrag und werde »Eignerin«. Und erlange damit eine Eigenschaft, die ich mir vier Monate vorher nicht einmal dem Wort nach hätte träumen lassen.

»Wohin wollen Sie denn fahren?«

»Ach, sie können gar nicht segeln!«

»Na, dann schreiben Sie uns mal eine Karte aus der Südsee«.

Ihr Lieben daheim!

... und dann gibt es den Tag, an dem man weiß, daß die Odyssee durch die Weite des Pazifiks ihren vorläufigen Endpunkt gefunden hat. Wir sind durch die Magellanstraße in den Pazifik gelangt und haben die lslas Juan Fernandez, die Inseln Robinsons, angesteuert; an der südamerikanischen Westküste sind wir so lange von Küstendorf zu nördlich gesprungen, bis der südliche Passat uns die Segel von achtern füllte und in die Südsee, nach Polynesien blies.

Wir haben auf den Tuamotu-Inseln gelebt, die Gesellschafts-, die Cook-, die Tonga-Inseln abgesegelt. Wir sind von den Fidschis im Südsommer nach Neuseeland gefahren, um dem Hurrikan zu entkommen und Geld zu verdienen. Und es trieb uns immer weiter, bis hierher, wo wir endlich Ruhe Gefunden haben.

Eure Südseefahrer

Staunen werden sie, wenn sie diesen Brief erhalten: »Was die alles 4S gesehen haben müssen!« Und sie werden auf ihren alten Diercke-Atlanten die Route mit den Fingern nachfahren.

Ich fahre schon mal vor - versuchsweise.

Näher als der träge Schatten von Palmen liegen uns zur Zeit die Segel. Das Problem, das sich stellt, ist das der Voraussetzungen. Um mit dem Segelboot nach Tuamotu zu gelangen, braucht man Segel. Nichts ist selbstverständlicher. Du kannst nicht einfach ein Bettuch nehmen, ein großes Dreieck ausschneiden und es an den Mast knoten. »Segel nähen - leicht gemacht« heißt der praktische Handlanger, der uns die Hände lähmt. Nichts ist einfach, lautet sein Sesam-öffne-dich.

So müssen wir z.B. berücksichtigen, daß an der Achterkante eines Großsegels prinzipiell zweierlei Kraftlinien herrschen: »Eine geht gerade vom Schothorn zum Kopf, eine zweite folgt der äußeren Rundung des Achterlieks. Es liegt auf der Hand, daß die Einzelfäden im Tuch unmöglich gleichzeitig beiden Kraftlinien folgen können, insbesondere im oberen und unteren Drittel des Segels, wo der Richtungsunterschied bis zu 20 Grad betragen kann ... «

Einmal auf die Kraftlinien eingelassen, und du bist für immer verloren. »Das Segel kann sich frei entfalten, wobei es die Tendenz hat, nach Lee abzubiegen... die Linien der Schußfäden im Tuch... im unteren Drittel eine schräge Beanspruchung... geringe Dehnung nach Luv.. eine natürliche Neigung ... «

Die Verhältnisse in unseren Köpfen verwirren sich. »Damit ist die Untersuchung eines Großsegels aber noch nicht abgeschlossen ... « Ich nicke ein.

Vor mir die riesige, jadefarbene Lagune unter der hochstehenden Sonne. Am Strand ist ein Fischernetz aufgespannt. Ein Hund döst im gleißenden Sand, er rückt im schmalen Schatten einer Kokospalme - mit dem Lauf der Sonne - Zentimeter um Zentimeter dem Abend näher. Frauen in großblumigen Tüchern schöpfen Wasser aus einem Brunnen im Sand. Rauchfäden steigen über den Palmen auf. Zwischen den Hütten schlängeln sich kleine Pfade, von einem dichten Teppich aus Palmwedeln bedeckt; er raschelt unter dem leichtfüßigen Tritt der Braunhäutigen. Affenbrotbäume und Bananenstauden schenken Kühle und Schatten. Mouli, - am Ende der Welt. ,

»Die letze Insel vor der großen Durchfahrt«, übersetzt der Häuptling. Wir sitzen in seiner Hütte, zusammen mit den zehn Männern der Ältestenrates. Ruhig hören sie die Geschichte unserer Reise an. Wir bitten, auf der Insel bleiben zu dürfen.

So wurde uns ein Haus gebaut. Und die Tage vergehen mit dem Ernten von Kokosnüssen, mit dörflichen Festen, mit Fischjagd in der blauen Lagune, die ihre seichten Wellen an den weißen Strand wirft. Unter blauem Himmel, im Schatten von Palmen - ein leichter Wind, Sonne, das Blau des Wassers, die Wellen der Himmel das Wasser der Wind die Wellen...

Ein schöner Traum. Langweilig schön. Ich kann ihn tibetanisch-endlos fortmurmeln. Aber Mouli ist fern. Wir leben nicht auf Mouli. Wir waren nicht in der Südsee. Unsere Segel sind nicht genäht. Das Schiff steht - halbfertig - auf einem Stahlgerüst im Berliner Garten. Der 14-m-Mast liegt hinter dem Haus, mit Brennesseln und Disteln überwachsen. Von der Plane, die den Schiffsbauch abdeckt, rinnt bei Regen Wasser in Auffangeimer, die wir regelmäßig leeren.

Wir sind nicht fertig geworden. Das Boot hat uns Fallen gestellt. Fallen, die wir nicht ahnten, als wir es kauften - im vorvorletzen Sommer.

Wir können jetzt schweißen und sandstrahlen. Wir können Blei in Ballastblöcke gießen und Hutzen anbringen. Wir haben Backskisten konstruiert und einen Ankerkasten gebaut. Aber das Schiff ist nicht fertig.

Wir kennen den Elektriker, der uns bei der Verkabelung helfen will, und den Mechaniker, der uns Motor und Welle billig einbaut. Ein befreundeter Elektroniker plant die Navigation, und wir sind auf Katamaran-Herbert gestoßen, den Postangestellten, der seit sechs Jahren in einer Garage im Wedding von 5 bis halb 9 Uhr ein Auslegerboot baut.

Wir besitzen inzwischen ein Schiff-in-der-Flasche, eine Schiffshupe und einen in Polyester eingegossenen Hamburger-mit-Zigarette, die Eiserne-Ration-für-die-große-Fahrt. Lauter Geschenke von Freunden, die sich ihren Teil denken. Andere Freunde sind weggeblieben. Wir sind jetzt die »Typen mit dem Schiff, die abhauen wollen«. Das trennt und nagelt uns fest.

In die Sparbüchse in der Küche fällt nur noch selten ein Fünfmarkstück Reisegeld. An den Wänden hängen Seekarten und Meeresfischtabellen. Und an meinem Bett steht ein Leuchtglobus. Manchmal wische ich mit der Hand den Staub fort und wandere das inselgesprenkelte Blau des Stillen Ozeans mit den Augen ab. Zum Beispiel wenn ich Bücher lese, die von der Südsee handeln. Wie jenes, aus dem der Traum von Mouli gestohlen ist.

Das Buch ist 20 Jahre alt. Wir sind nicht die ersten, die fortwollen. Aber die Südsee ist zeitlos wie das Schlaraffenland. Die erträumten und die erlebten Beschreibungen gleichen einander, wie sich Griechenland und Kenia gleichen. Alle Details sind so vertraut, als hätten sie schon in meiner Volksschulfibel gestanden. Bildbände aus der Bücherei sind Bestätigungsware. Schön sind Bücher, in denen nichts Neues steht und das Alte immer neu langweilt... Palmen, Atolle, Lagunen, freundliche Menschen, verschwiegene Buchten...

Mandolinenundmondscheinkitsch.

UNSERE Südsee war das alles nie. Nicht die alte Palmensüdsee und nicht die neue Coca-Colasüdsee.

UNSERE ist ein weißer Fleck im Kopf, ein leerer Ort, ein Nichtort. Die wirkliche ist - wie jeder andere Punkt auf dem Globus - längst vermessen, verbildert, verwortet, verseucht...

UNSERE liegt zwischen den Myriaden von Inseln, ist die Ziellosigkeit zwischen allen beiläufigen Landungen.

UNSERE ist die immerwährende Bewegung entlang der immergleichen Horizontrundung des Meeres; eine Bewegung, die sich von Stillstand nicht unterscheiden ließe, wenn sie nicht mit dem Sextanten an den Sternen zu messen und auf der Karte abzulesen wäre.

UNSERE Südsee ist bilderlos. Sie beginnt erst jenseits aller Erwartungen. Sie ist das Ziel, an dem man nie ankommen möchte. Chiffre des Allerentferntesten, des Unumrissenen. Sie ist ruhende Bewegung, glückliche Monotonie...

Reglos stumpfgrünrot und schwerfällig steht das Versprechen der Seligkeit unter den winterlich entblätterten Bäumen. Auch uns hat es schwerfällig und reglos gemacht. In der Hoffnung auf die EINE leisten wir uns keine andere Reise mehr. Gefangen in der Not des Fertigstellenmüssens haben wir keinen Platz mehr im Kopf für Unvorhersehbares. In der Sehnsucht nach der absoluten Bewegung verzehren wir uns in gegenwartslosem Verharren.

Wir planen die Erfüllung der Sehnsucht nicht mehr. Wir basteln an der Sehnsucht.

Die Schiffsjahre werden kürzer. Wieder war ein Herbst. Ach ja, da haben wir vor zwei Jahren ein Schiff gekauft. Wenn ich gelegentlich beim Gang zum Gartentor links hochschaue, kann ich es noch sehen. Es fällt mir aber nur auf, wenn es anderen auffällt: Da steht ja ein Schiff im Garten! rufen die.

Unser Schiff ist nicht mehr UNSER Schiff. Es ist eine Last, die drei Personen tragen, du und du und ich. Einer hat nicht mehr gemocht, weil zwei nicht daran gearbeitet haben. Immer kam etwas dazwischen. Wir wollten doch aber zusammen... wir wollten doch aber nicht aufrechnen... wir wollten doch aber jeder, so gut er kann...

Aber wir wollten nicht müssen. Gut, dann machen wir es anders. Wir verkaufen die Sehnsucht halbfertig. Wir wollen uns nicht streiten. Nein, was soll ich ohne Sehnsucht? Wozu dann noch morgens aufstehen die nächsten Jahre, wenn sie abtransportiert ist.

Der Sehnsucht werden die Flügel gestutzt, und sie lernt laufen - schwerfällig wie der Albatros. Ein Bein heißt »Der amtliche Sportboot-Führerschein«. Wir beschreiten - immer noch zu dritt - den »sicheren Weg zur Prüfung« in der Volkshochschule. Wir fangen von vorne an, sitzen als komische Leute mit anderen komischen Leuten montags abends im Gesamtschulzentrum und schieben den halben Winter unter Neonröhrenlicht das Kursdreieck am 54. Breitengrad auf der Musterkarte des Lehrbuches entlang. Mit dem glitzernd eleganten neuen Einhandzirkel aus Messing greifen wir rechnerisch zurückgelegte Entfernungen ab, lassen den Leuchtturm backbord liegen und schlingen ums nachbarliche Stuhlbein einen glücklosen Palstek.

Frage 141: »Wie haben Sie sich zu verhalten, wenn Ihr Fahrzeug gesunken ist?« »Stelle des gesunkenen Fahrzeugs behelfsmäßig kennzeichnen und die Schiffahrtspolizeibehörde benachrichtigen«. Wie kommt man aber zur Polizeibehörde?

Der Sehnsucht werden die Flügel gekappt und sie wird grauhaarig. Schon wieder ist es FrühlingSommerHerbstund-Winter in Berlin. Um dem Gartengespenst zu entgehen, fahren wir fort. Für 14 Tage haben wir eine Yacht gemietet. Wir segeln. In der echten Ostsee, mit echtem Wind, auf echten Wellen. Wir legen in Häfen an, kämpfen wahrhaftig mit Stürmen und liegen dösend auf dem Vordeck in der Sonne, während die Segel schlapp gegen den Mast schlagen.

Heimlich habe ich Sterbensangst beim ersten Sturm, und heimlich sterbe ich vor Stolz, daß ich bestehe. Heimlich fange ich Feuer an der kleinen Großen Fahrt mit Rückversicherung. Und heimlich denke ich: Aber die Große Große Fahrt bleibt Traum, wird zum Ausverkauf der Sehnsucht an den handlichen Urlaubstörn.

Aber die Sehnsucht läßt sich nicht verraten. Wie der Igel im Märchen steht sie bei der Rückkehr vor uns, im Garten, und lacht und lockt und wartet... Wie alt ist sie? Drei Jahre, seit wir das Schiff gekauft haben? 30 Jahre, seit ich »Hans im Glück« und »Die kleine Meerjungfrau« kenne? 300 Jahre, seit den großen weltverändernden Fahrten über alle Meere, die die Welt rund machten? 3000 Jahre? Oder so alt wie die Sterne am Himmel, die sich in den Urfluten spiegeln, denen alle Sehnsüchte entsprungen sind...

»Vous êtes embarqué«, schrieb Pascal und meint, daß die Menschen immer schon alles sichere Land hinter sich gelassen haben, das Spiel um Heil oder Untergang hat immer schon begonnen. Es gibt kein Land und keinen Hafen.

Wir fahren schon.

Konkret 05/86, S. 90

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Wer wen?

Zu viele Särge sahen die Amerikaner mit ihren Soldaten und zivilen Reisenden aus dem Ausland zurückkommen.

Wie den Särgen zumute war, als sie die Amerikaner mit ihren Soldaten und zivilen Reisenden zurückkehren sahen, oder wozu die Soldaten und zivilen Reisenden so viele Särge aus dem Ausland mitbrachten wie sonst nur Eiffeltürmchen und Tirolerhüte, behält die »Frankfurter Allgemeine« ebenso für sich wie das Geheimnis, wo der Redakteur Leo Wiegand deutsch gelernt hat.

Ich glaube ja, daß intellektuelle Degression eine Vorbotin der ökonomischen Depression ist, die freilich schlimm werden kann, wenn man liest, wie sie sich im »Spiegel« ankündigt. Da will eine Regierungspartei

dem ewigen Hader ein Ende bereiten,

da möchte die FDP dem Vorwurf ausweichen,

die liberalkonservative Koalition knabbere zielstrebig das Streikrecht an,

da wird den Sozialdemokraten

ein Auslaufgesetz abgetrotzt

und - alles in einem Artikel - beklagt,

wie hektisch das zusammengestrickt wird.

Zielstrebig knabbert sich die Redaktion ins Abteil »Mutter und Kind« vor, um sich an dem Tag, da Antwort gegeben werden soll, warum drei Millionen arbeitslos sind, damit zu entschuldigen, daß man doch nicht reden kann, wenn man den Daumen im Mund hat.

Die »Welt« stellt »seriösere Arbeiten« über den tollwütigen Gaddafi vor,

zum Beispiel eine Doktorarbeit an der Universität Nanterre von 1984, geschrieben unter Anleitung der bekannten Kommunismus-Expertin Annie Kriegel. Die Autorin, Dominique Prieur, hatte Zugang zu den Archiven westlicher Geheimdienste,

und zwar einen so freien, daß sie jetzt im Gefängnis von Wellington/Neuseeland sitzt, weil sie Gaddafis Terrorismus so seriös studierte, bis ein Schiff von Greenpeace (unter Anleitung der bekannten Kommunismus-Expertin?) daran unterging.

»Wenn plötzlich das Ölfaß überläuft«, glänzt Theo wie James Dean am Bohrloch in »Giganten«:

Seit Weihnachten ist das Öl um zwei Drittel billiger geworden. Die Opec - zerstritten, ratlos und an die Wand gedrückt - hat es nicht hindern können. Kein Wunder, daß die Autofahrer wieder aufs Gaspedal treten... Inzwischen sind manchem freilich die Ätsch-Rufe im Halse steckengeblieben... Die US-Bankenwelt, die sich südlich des Rio Grande bis zur Halskrause engagiert hat... Der PLO wird der Brotkorb höher gehängt,

aus dem das Öl überläuft, das die Opec an die Wand drückt und die Autofahrer aufs Gaspedal treten läßt, bis ihnen die Ätsch-Rufe im Halse steckenbleiben. Da müssen wir durch:

Genießen wir's, so lange es noch geht. Aber vergessen wir nicht, Ungetrübt ist das Glück nicht. Ewig kann es sowieso nicht dauern: Schon in den neunziger Jahren wird das Petroleumpendel zurückschwingen

und dem Ölfaß den Boden ausschlagen bis zur Halskrause.

Im übrigen hat Theo ein Problem, das zu haben ihn fast ein wenig ehrt: nämlich die Amis und ihre Weltraumrüstung. Einerseits ist er ja als Atlantiker vereidigt und geht dem State Department bei Fuß, andererseits wird auch ihm mulmig, und er warnt, aber so, daß es nur seine Studienräte verstehen:

Das Osterei, das Bangemann aus Washington mitbringt, ist ein Danaergeschenk.

Was er da gefunden hat, ist wahrlich das trojanische Ei des Kolumbus.

Mit einem heitern, einem nassen Aug' lese ich in der »Frankfurter Rundschau« die Tragödie einer Bausparkasse:

Leonberger wittert Morgenluft im Bau

Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode. Behandelt jeden Menschen nach seinem Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher? Das ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Der Rest ist Schweigen.

Ein Versuch der »Zeit«, das eigene Metier heroisch erscheinen zu lassen, ist um einige Promille danebengegangen:

Wie gefährdet die Spezies der Journalisten ist, läßt sich leicht an der durchschnittlichen Lebenserwartung der Presseleute ablesen; sie liegt weit unter der von Angehörigen anderer Berufssparten. Nur Wirte leben kürzer.

Aus denselben Gründen.

Wenn die »Frankfurter Allgemeine« ganz versonnen fragt:

Ist Bolivien bald über den Berg?

darf man den Wunsch ganz wörtlich nehmen: Wenn Bolivien über die Kordilleren kommt, ist es in Chile.

Die »Bild«-Zeitung liebte ihren Heinrich Lummer bis zuletzt, nicht zuletzt darum:

Er liebt Verdi, Puccini, Shakespeare, Ochsenschwanz, Motorräder, die Bibel, Solchenizyn, Fußball, Singen, Berlin, Bier.

Frau Nachbarin, euer Eimerchen!

Der Südwestfunk und das Land Baden-Württemberg haben einen mit 10.000 Mark dotierten Peter-Huchel-Preis verliehen, aber diesmal nicht für durch das Medium Buch einer breiten Öffentlichkeit zur Diskussion gestellte Erniedrigungen und Demütigungen sowie bitter erkaufte Recherchen, sondern vielmehr:

In seiner Laudatio auf Michael Krüger erklärte der Schweizer Germanist, Prof. Dr. Adolf Muschg, die Jury sei bei der Preisverleihung »arglos genug gewesen, sich von nichts weiter als von literarischer Qualität bestechen zu lassen - einer Qualität, an der ihr eine im Deutschen freilich nicht eben, geläufige Kombination von empfindlicher und sicherer Zeichensetzung auffiel«,

einer Sicherheit, der die Mitteilung dieser Begründung durch den verleihenden Südwestfunk jedoch enträt, indem hinter Germanist kein Komma gehört.

Ein Leserbrief, der echt was rüberbringt:

Abgesehen von der Richtigstellung von Fehlern, möchte ich Sie auffordern, entsprechenden Platz einem Artikel über die Arbeit der Staatssekretärin Marita Haibach einzuräumen, der genau recherchiert, statt sich auf der Ebene der politischen Oberfläche denunziatorisch und ignorant gegenüber den Schwierigkeiten zu verhalten, längerfristige politische Reformen für Frauen in diesem Land durchzusetzen,

schreibt die Eva Quistorp, »Mitglied des Bundesvorstandes der Grünen«, an den »Spiegel«, und es versteht sich wohl von selbst, daß dort nun ein Artikel beauftragt wird, der genau recherchiert, statt sich auf der Ebene der Oberfläche ignorant zu verhalten und die Schwierigkeiten zu denunzieren, die Frau Quistorp damit hat, zu sagen was sie will, denn sie hat es ja schließlich nicht gelernt, sondern ist bloß eine einfache Journalistin.

Die »Bild«-Zeitung vor Valmy:

Der deutsche Konjunkturzug fährt mit vollem Dampf. Das haben wir gemeinsam geschafft: Arbeiter, Angestellte, Forscher, Unternehmer, Politiker. Wir können stolz sein auf unsere Leistung.

Und ich kann sagen: Ich bin nicht dabeigewesen.

Die deutsche Frau raucht nicht, sagt Reißmüller, Frankfurt:

Das rücksichtslose Verlassen des Ehegatten, ist ein Schlag gegen die Würde des davon betroffenen Menschen. Aber die modernen Primitivblätter mit ihrem hochstaplerischen intellektuellen Getue machen daraus einen Lebensspaß, der nach häufiger Wiederholung geradezu schreit.

Sie priemt.